

Zeit & Schrift

**Verändert sich
deine Gemeinde?**

**Ausländer -
Bedrohung
oder Chance?**

„Kauft die rechte
Zeit aus!“

(Eph 5,16)



Gastkommentar

Lektionen aus dem 21. Mai Philip Nunn.....	3
---	---

Bibelstudium

Gottes Willen erkennen (2) Horst von der Heyden	4
--	---

Glaubensleben

Glauben (2) Peter Baake.....	8
---------------------------------	---

Fundamente christlichen Miteinanders (2) Karl Otto Herhaus	12
--	----

Kämpfen in der Waffenrüstung Hanswalter Giesekus	16
---	----

Gemeinde

Verändert sich deine Gemeinde? Philip Nunn.....	18
--	----

Aktuelles

Ausländer – Bedrohung oder Chance? Marcel Haldenwang	25
--	----

Evangelisation

Das missionarische Zweiergespräch Hartmut Kretzer	29
---	----

Lebensberichte

Leben wie im Traum (2) Peter Baake.....	31
--	----

Vor-Gelesen

ERNährt Jochen Klein	34
-------------------------------	----

Erwählung Peter Baake.....	35
-------------------------------	----

Die Rückseite

Ohne Kompromisse Cornelia Hott.....	36
--	----

Zeit & Schrift

Antworten und Impulse aus der unveränderlichen Schrift – dem ewigen Wort Gottes – für unsere veränderliche Zeit

(Ulrich Weck, Gründer von Z&S)

14. Jahrgang 2011

Herausgeber und Redaktion:

Peter Baake
Im Breiten Feld 23
77948 Friesenheim
E-Mail: peterbaake@t-online.de

Michael Schneider
Klingelbachweg 5
35394 Gießen
E-Mail: schneid9@web.de

Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: h.vdh@web.de

Bestelladresse:

Zeit & Schrift
Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach
E-Mail: mail@zs-online.de
Tel.: (02736) 6021

Digitale Fassung:

www.zs-online.de
(kostenloser Download)

Bankverbindung:

Zeit & Schrift – Mechthild Weck
Deutsche Bank 24 AG Berlin
BLZ 100 700 24
Konto Nr. 1492271

Versand:

Buhl Data Service GmbH
57290 Neunkirchen/Siegerland

Bildnachweis:

www.photocase.de

Die Herstellungs- und Versandkosten betragen ca. 2 Euro je Exemplar. Sie werden durch Spenden aufgebracht.

Abgedruckte Artikel, Beiträge oder Leserbriefe geben nicht unbedingt die Meinung der Herausgeber wieder. Sie stimmen aber mit der grundsätzlichen Haltung der Redaktion zur Heiligen Schrift überein.

Die Redaktion übernimmt keine Haftung für unverlangt eingesandte Beiträge. Alle Einsender stimmen der kostenlosen unbeschränkten Nutzung ihrer Beiträge zu.

Lektionen aus dem 21. Mai

Monatelang verkündigten Bibellehrer im amerikanischen *Christian Family Radio*, dass nach ihren Berechnungen die Entrückung der Gemeinde und der Anfang der Gerichte Gottes am Samstag, dem 21. Mai 2011 stattfinden werde. Viele Christen auf der ganzen Welt, die diesen Sender regelmäßig hörten, nahmen diese Vorhersage sehr ernst. Einige Nichtchristen sollen aus Angst vor dem bevorstehenden Gericht Gottes ihr Leben dem Herrn Jesus übergeben haben. Andere bereiteten sich für alle Fälle darauf vor, dass die Vorhersage sich als wahr erweisen könnte. Was war Ihre Reaktion? Woran dachten Sie, als Sie am Abend des 20. Mai ins Bett gingen?

Weltliche Reporter und Leitartikelschreiber haben jetzt wieder eine neue Gruppe gefunden, die sie verhöhnen und verspotten können. Wie reagieren Sie? Es ist einfach, sich solchen Kritikern anzuschließen, aber bevor Sie das tun, lohnt es sich, einige Augenblicke nachzudenken. Im Gegensatz zu den weltlichen Kritikern nehmen wir Christen die Verheißungen des Herrn Jesus ernst. Er hat gesagt: *„Ich komme wieder und werde euch zu mir nehmen, damit auch ihr seid, wo ich bin“* (Joh 14,3). Sie höhnen und spotten, weil sie nicht glauben, dass Christus überhaupt wiederkommen wird. Doch Sie und ich, wir glauben ihm und freuen uns auf seine Wiederkunft, oder?

Der Apostel Paulus erklärt: *„Der Herr selbst wird ... vom Himmel herabkommen, und die Toten in Christus werden zuerst auferstehen; danach werden wir, die Lebenden, die übrigbleiben, zugleich mit ihnen entrückt werden in Wolken dem Herrn entgegen in die Luft, und so werden wir alle-*

zeit beim Herrn sein“ (1Thess 4,16f.). Diese Verheißung, die als „Entrückung der Gemeinde“ bezeichnet wird, ist fest im Wort Gottes verankert. Was wäre mit Ihnen geschehen, wenn der Herr Jesus am 21. Mai gekommen wäre? Das Datum wird eine Überraschung bleiben, aber seine Wiederkunft ist gewiss. Sind wir bereit?

Für mich gibt es aus dem traurigen Rummel um den 21. Mai ein paar Lektionen zu lernen. Ich sollte weiterhin jeder Versuchung widerstehen, biblische Prophezeiungen mit Namen oder Daten zu versehen. Wenn ich nämlich nicht aufpasse, kann auch ich irreführt werden. Von mir geschätzte Lehrer, internationale christliche Organisationen oder große Gemeindebewegungen mögen das Wort Gottes normalerweise im Segen lehren, aber das ist keine Garantie, dass Gott alles, was sie tun oder lehren, gutheißt. Auch wenn es zeitaufwändig ist, sollte ich doch dem Beispiel der Beröer folgen, die *„täglich die Schriften untersuchten, ob dies sich so verhielte“* (Apg 17,11).

In unserer örtlichen Gemeinde haben wir am Sonntag danach für unsere Geschwister gebetet, die ihre Hoffnung auf den 21. Mai gesetzt hatten und nun verwirrt und enttäuscht waren: dass der Herr ihre Herzen bewahren möge, dass sie ihre Fehler demütig erkennen und durch diese Erfahrung reifen. Es ist der Wunsch des Herrn, dass alle wahren Christen auf der ganzen Welt als seine Braut weiterhin seine Stimme hören, die sagt: *„Ja, ich komme bald“*, und dass wir mit liebendem und erwartungsvollem Herzen weiterhin antworten: *„Amen, komm, Herr Jesus“* (Offb 22,17.20).

Philip Nunn

Gottes Willen erkennen (2)

Die Beispiele, die in der Bibel für Gottes Willen aufgeführt und den beiden Kategorien „absoluter Befehl“ und „erkennbare Absichtserklärung“ zuzuordnen sind, erschöpfen sich selbstverständlich nicht in den in Teil 1 aufgelisteten. Diese sollten nur beispielhaft die Grundprinzipien aufzeigen und verdeutlichen, dass es bei den Beispielen der ersten Kategorie keinerlei Einflussmöglichkeit für Geschöpfe gibt, dass die Beispiele der zweiten dagegen erst durch die aktive Mitarbeit des Menschen / des Gläubigen realisiert werden.

In diesem Sinne könnte man den Willen Gottes, so wie er der zweiten Kategorie zugeordnet ist, auch Gottes Wunsch nennen, den er ausdrücklich und unmissverständlich formuliert hat, dessen Umsetzung er aber von seinen Geschöpfen erwartet.

In diesem Zusammenhang ist auf den gelegentlich vorgebrachten Fehlschluss hinzuweisen, der sich auf die Aussagen in 1Tim 2,3 und 2Petr 3,9 stützt. Da Gottes Wille ja per se zustande komme, so die Schlussfolgerung, würden auch alle Menschen errettet, weil das dem Willen Gottes entspreche. Denn Paulus sage ja unmissverständlich in der ersten Stelle: *„Denn dies ist gut und angenehm vor unserem Heiland-Gott, **der will, dass alle Menschen errettet werden** und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“*, und Petrus sekundiere trefflich aus der entgegengesetzten Perspektive: *„Der Herr verzieht nicht die Verheißung, ... sondern er ist langmütig gegen euch, **da er nicht will, dass irgendwelche verloren gehen, sondern dass alle zur Buße kommen.**“*

Diese Fehlinterpretation der beiden Stellen hat zwei Gründe: Einerseits beruht sie auf der Missachtung der notwendigen Differenzierung bezüglich

des Willens Gottes, der in den zitierten Versen eben nicht absolut, sondern als Wunsch, Absicht oder Plan zu verstehen ist. Andererseits resultiert sie aus der Nichtbeachtung des Respekts, den Gott der Willensentscheidung seiner Geschöpfe entgegenbringt: Niemand wird gegen seinen Willen errettet!

Des Menschen Wille

Gott hat keine Marionetten erschaffen, sondern Menschen mit eigenem Willen – und das war kein Betriebsunfall, sondern Absicht! Wir müssen diesen Aspekt gut beachten, weil er zur elementaren Schöpfungs idee Gottes gehört und den Menschen, die Krone der Schöpfung, aus allen anderen Lebewesen heraushebt.¹

Gottes Schöpfungsziel war ein menschliches Pendant, das, weil es Gottes gute Absicht erkennt und seine Fürsorge zumindest erahnt, sich aus eigenem Willen für ihn entscheiden würde. Er kalkulierte aber auch ein, dass sich dieses Geschöpf trotzig und mit gerecktem Hals gegen ihn entscheiden kann! Ja, Gott ist so souverän, dass er auch akzeptiert, wenn der eigene Wille zum „Eigenwillen“ retardiert und gegen den eigenen Schöpfer rebelliert.

¹ W. J. Ouweneel warnte, als er in seinem Vortrag auf diesen Aspekt zu sprechen kam, vor dem (zumindest früher weit verbreiteten) pädagogischen Konzept, das als vorrangiges Erziehungsziel formulierte: Man muss den Willen des Kindes brechen. Denn dies sei, so Ouweneel, dem Schöpfungsgedanken diametral entgegengesetzt. Zweifellos ist seiner Warnung zuzustimmen. Aber heute hat man fast den Eindruck, dass sie falsch verstanden und ins Gegenteil verkehrt wurde: Das Kind ist das Maß aller Dinge, und seinem Willen zu entsprechen gilt als höchste pädagogische Maxime.

Dabei ist Gott überaus langmütig, ja, im eigentlichen Wortsinn „unmenschlich“ langmütig. Diese Eigenschaft, die uns Menschen mehr oder weniger schnell abhandenkommt, ist Bestandteil seines Wesens. So jedenfalls beschrieb er sich selbst, als er im Begriff stand, mit Mose einen Bund zu schließen: *„Und der HERR ging vor seinem Angesicht vorüber und rief: HERR, HERR, Gott, barmherzig und gnädig, langsam zum Zorn und groß an Güte und Barmherzigkeit“* (2Mo 34,6).²

Nein, Gott will nicht, dass Menschen verloren gehen, denn er hat *„kein Gefallen am Tod des Sterbenden, spricht der Herr“* (Hes 18,32). Und was er allgemein für den Menschen (den „Sterbenden“) sagt, wiederholt er einige Kapitel später noch einmal, indem er es sogar direkt auf den Sünder (den „Gesetzlosen“) fokussiert: *„So wahr ich lebe, spricht der Herr, HERR, ich habe kein Gefallen am Tod des Gesetzlosen, sondern dass der Gesetzlose von seinem Weg umkehre und lebe! Kehrt um, kehrt um von euren bösen Wegen! Denn warum wollt ihr sterben, Haus Israel?“* (Hes 33,11)

Man beachte den letzten Satz! Es geht um den Willen des Menschen: Warum wollt ihr sterben? Gott drückt

quasi sein Erstaunen darüber aus, dass Israel den Tod will. Insofern muss man den Tod, der hier angekündigt wird, eben nicht als „Gottes Strafe über den Ungehorsam“ sehen. Man kann ihn durchaus auch als „Gottes Respektierung und Gottes Akzeptanz des menschlichen Willens“ begreifen. Und das, was hier auf Israel bezogen wird, gilt ebenso für das, was an anderen Stellen der Menschheit im Allgemeinen vorhergesagt wird.³

Dabei zeigt Gott dem Menschen deutlich die Konsequenz seines Tuns und seiner Entscheidung auf. Er lässt ihn nicht im Unklaren über das, was sein Handeln nach sich zieht, und fordert ihn dann zur Entscheidung auf: *„Siehe, ich habe dir heute das Leben und das Glück und den Tod und das Unglück vorgelegt ... so wähle das Leben, damit du lebest ...“* (5Mo 30,15–19). Sollte der Mensch sich dann doch anders als erwartet (und von Gott erwünscht) entscheiden, dann wird auch dies – wenn auch mit Bedauern – von Gott respektiert. Das galt bei seinem irdischen Volk: *„Aber mein Volk hat nicht auf meine Stimme gehört, und Israel ist nicht willig gegen mich gewesen. Und ich gab sie dahin der Verstocktheit ihres Herzens; sie wandelten nach ihren Ratschlägen“* (Ps 81,11f.),



2 Weitere Stellen, an denen Gott selbst auf seine Langmut hinweist, aber auch Menschen seine Güte und Langmut preisen, sind: 5Mo 5,10; 2Chr 30,9; Neh 9,17; Ps 86,5.15; 103,8–13; 111,4; 112,4; 116,5; 145,8; Joe 2,13; Jon 4,2; Röm 2,4; 9,22; 1Tim 1,16; 1Pet 3,20; 2Pet 3,9.15.

3 Z. B. Spr 1,25; Jes 30,15; Röm 2,5; Jud 1,15 und speziell für Jerusalem Mt 23,37.

wie es auch bei den Menschen im Allgemeinen gilt: „Deshalb hat Gott sie den Begierden ihres Herzens überlassen“ (Röm 1,24).⁴

Wenn es denn so einfach wäre

In dieser eigentlich als einfach und wohlwollend empfundenen (theoretischen) Kausalität verbirgt sich allerdings gleichzeitig die Tragik der konkreten Situation: Wie erkenne ich denn nun den Willen Gottes, bzw. wie kann ich gewiss sein, seinen Willen und nicht den meinen zu tun? Wenn Gott wirklich Interesse hat am eigenständigen, eigenen Willen des Menschen, dieser aber nur dann zielführend ist, wenn er mit seinem göttlichen Willen übereinstimmt, ist es dann nicht eher unerfüllbares Wunschdenken als reale Zustandsbeschreibung?

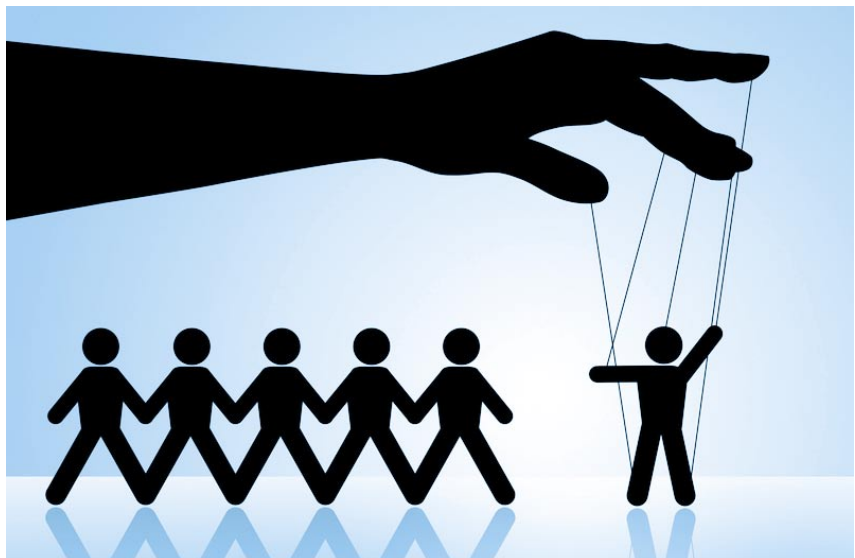
Ist es nicht ganz natürlich, also im eigentlichen Wortsinn typisch menschlich, dass ich manchmal oder zumindest zeitweise einen anderen Willen habe als Gott? Gehört es nicht gerade zum Menschsein, dass ich auch menschlicher Beschränktheit und irdischer Wunsch- und Zielvorstellung

unterliege – und eben nicht der göttlichen? Ja, unbedingt! Wenn wir in allem göttliche Sichtweisen und Ziele hätten, wären wir des Menschseins beraubt, gottgleich. Also: Es ist durchaus nicht unnatürlich, wenn wir zuweilen einen anderen Willen haben als Gott. Im Gegenteil – gerade das zeichnet uns als Menschen aus, macht uns zu eigenständigen Wesen, wie Gott sie sich geschaffen hat.

Die Frage ist, wie wir uns verhalten, wenn wir uns dessen bewusst werden. Miteinander konkurrierende Willensäußerungen können keinen Bestand haben. „Jedes Reich, das wider sich selbst entzweit ist, wird verwüstet, und Haus wider Haus entzweit, fällt“, sagt der Herr – in einem anderen Zusammenhang zwar, aber auch auf unsere Problematik gut anwendbar (Lk 11,17). Prinzipiell wünschenswert wäre jedenfalls die weitgehende Übereinstimmung unseres menschlichen mit seinem göttlichen Willen.

Der Herr als Beispiel

Vielleicht hilft hier ein Exkurs zum Verhalten unseres Herrn, der als wahrer



⁴ Weitere Beispiele für diesen Aspekt finden sich in Hos 4,17; Mt 15,14; Apg 7,42; Apg 14,16; Eph 4,18; 2Thess 2,10–12.

Mensch auf dieser Erde uns auch in dieser aktuellen Frage Wegweisung geben kann. Gab es jemals jemanden, der wie er mit Fug und Recht sagen konnte: „*Meine Speise ist, dass ich den Willen dessen tue, der mich gesandt hat, und sein Werk vollbringe*“ (Joh 4,34), von dem sogar mitgeteilt wird, dass er gerade deshalb auf die Erde kam, um den Willen Gottes zu tun: „*Siehe, ich komme ... um deinen Willen, o Gott, zu tun*“ (Hebr 10,7)? Und dies war nicht nur eine Absichtserklärung! Die Übereinstimmung von Wollen und Tun – die bei uns oft unterentwickelt ist – war bei ihm so groß, dass er sagen konnte: „*Ich und der Vater sind eins*“ (Joh 10,30).

Und dennoch – angesichts der Ereignisse, die über ihn kommen sollten und würden, fiel der Herr auf sein Angesicht und betete: „*Mein Vater, wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch an mir vorüber; doch nicht wie ich will, sondern wie du willst*“ (Mt 26,39). Man beachte den letzten Teil dieses Verses! Es fällt nach dem zuvor Gesagten eigentlich schwer, dies zu glauben, aber Matthäus formuliert es unmissverständlich: In diesem Moment wollte der Herr offenbar etwas anderes als sein himmlischer Vater! Und damit wir dies nicht falsch interpretieren, lässt Gott seinen Knecht Lukas dieselbe Situation mit noch eindeutigeren Worten schildern: Jesus „*kniete nieder, betete und sprach: Vater, wenn du diesen Kelch von mir wegnehmen willst – doch nicht mein Wille, sondern der deine geschehe*“ (Lk 22,42).

Kein Mensch kann je erlauben, was in unserem Herrn vorging, als er dort im Garten Gethsemane auf seinen Knien lag und mit seinem Vater über das sprach, was ihn treffen sollte. Aber offensichtlich ist, dass er in diesem Moment (eigentlich) etwas an-

deres wollte, als sein Vater für ihn bestimmt hatte. Hätte er, der keine Sünde kannte (2Kor 5,21), geschweige denn jemals gesündigt hatte (1Petr 2,22), wünschen können, mit Sünde jemals in Berührung zu kommen – zumal mit derjenigen seiner Feinde? Aber – und das ist das Entscheidende bei dieser Begebenheit – der Herr ordnete seinen Willen dem Willen Gottes unter: Nicht der meine, der deine geschehe! Frei-willig! Im Wortsinn! Er hätte das anders entscheiden können, alles hatte der Vater ihm übergeben, alles, auch die Möglichkeit des Nein (Joh 13,4). Aber er wollte, was der Vater wollte!

Und darin liegt der Schlüssel für unsere Überlegungen: Der menschliche Wille kann zu dem göttlichen Willen unterschiedlich, ihm zuweilen sogar entgegengesetzt sein. Aber sind wir, wenn wir es erkennen, bereit, unseren Willen dem seinen unterzuordnen? Der Herr hat das getan! Nachdem er seinem Vater sozusagen den eigenen Wunsch noch einmal deutlich unterbreitet hatte: „*wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch an mir vorüber*“, stellt er beim zweiten Gebet unmissverständlich fest: „*Wenn dieser Kelch nicht an mir vorübergehen kann, ohne dass ich ihn trinke, so geschehe dein Wille*“ (Mt 26,39ff.).

Wie gesagt, Gott respektiert unseren Willen. Er hat den Menschen mit eigenem Willen geschaffen, und er akzeptiert auch dessen eigenständigen Gebrauch – auch wenn er dem seinen zuwiderläuft. Insofern ist einem Bruder durchaus zuzustimmen, der in einer Predigt sagte, der ungläubige Mensch gehe nicht wegen seiner Sünde verloren – sonst würde niemand errettet –, sondern weil Gott seinen Willen respektiere.

Horst von der Heyden

Glauben (2)

Glaube und Gehorsam (Hebr 11,8)

Glaube und Gehorsam sind nicht von vornherein Geschwister. Sie gehen oft getrennte Wege. Doch mögen sie sich am Ziel treffen. Schon deshalb sollten wir sie nicht auseinanderreden. Der Glaube folgt dem Wort, das ihm die Hoffnung nährt. Der Glaube vertraut dem, der sich ihm im Vertrauen offenbart. Der Glaubende lebt von der Beziehung. Er sucht das emotionale Verhältnis. Der Glaubende kann auch „blind der Stimme folgen“, die ihn ruft. Der Glaube kennt tiefe Täler und die Glücksmomente des „oben angekommen“. Der Gehorsam hingegen folgt der Norm. Da ist der Weg eine streng vorgezeichnete Straße. Die Wegweiser, Achtungszeichen und Mahnschilder sind unübersehbar platziert. Scheinbar leichten Schrittes kommt der Gehorsame voran. Erfolge gibt es nicht, denn das Ankommen ist programmiert. Das Glück wird durch Berechnung erreicht. Die normative „Wenn-Dann-Abwägung“ hält immer den rechten Kurs. Der Gehorsame folgt dem Weg in Furcht vor dem Abirren und den schlimmen Folgen davon. So aber, wie sie beide, der Glaubende und der Gehorsame, losgegangen sind, auf unterschiedlichen Wegen freilich, erreichen sie schließlich dasselbe Ziel; in jubelndem Ausruf der eine und in stiller Freude der andere.

„Durch Glauben war Abraham gehorsam, als er gerufen wurde ...“

• Der Glaube Abrahams hatte seine Vorbilder. Abel, Henoah und Noah waren so ihren Weg gegangen. Jeder mit seinem für seine Persönlichkeit und seinem Lebensziel eingestifteten Motiv. So ist jeder im Leben un-

terwegs, aber keiner von uns in Kopie des anderen. Viele aber können Vorbilder sein.

• Es ist der Pädagoge, der nach Gehorsam fragt. Neben den sachlichen Kenntnissen will er zuerst zur Disziplin und zur Selbstbeherrschung erziehen. Gelingt dies, kann der Kennniserwerb zum Gehorsam der Norm gegenüber führen.

• Um es übersichtlicher zu haben mit denen, die mit uns des Weges sind, fragen wir oft, ob er ein Gehorsamstypus ist, einer, der mit kühlem Kopf nach den Regeln lebt. Oder ob sie ein Glaubensleben führt, intuitiv, ganz mit dem Herzen dabei.

• Abraham zeigt, dass beides möglich ist. Er war bereit ...

„... auszuziehen an den Ort, den er zum Erbteil empfangen sollte, ohne zu wissen, wohin er komme.“

• Es ist der Gehorsame, der handelt, losgeht, aktiv wird, ohne das Ziel zu kennen. Er geht los, wenn es angesagt ist, sein Motor ist die genaue Wegweisung, sein Motiv die vorgegebene Norm. Der Gehorsame gibt die Sicherheit des Ankommens.

• Was soll nun der Glaube? Seine Sicherheit ist ebenso gewiss. Denn aus Glauben wissen wir. Ja, aber wir sehen noch nicht.

• Gehorsam ohne Glauben bewirkt eine tote Gewissheit. Es gilt nur noch die Norm, der Buchstabe, der tötet.

Alexander war noch nicht sehr lange in Deutschland. Es gab immer wieder Irritationen mit der deutschen Sprache. Aber er hatte schon Verantwortung in der Gemeinde, einer Gemeinde mit deutschen Christen, in der sich eine zweite mit russlanddeutschen Christen gebildet hatte. Die leitete Alexander.

Und die Gemeinde wuchs, während in der deutschen Gemeinde in den letzten Jahren niemand dazugekommen war. „Alexander, warum wächst deine Gemeinde?“, fragten ihn die Ältesten der deutschen Gemeinde. Antwort: „Man tut nicht neuen Wein in alte Leiche.“ Ha, welch ein treffender Versprecher!

Glaube ohne Gehorsam lässt vom Weg abkommen, ohne dass man sich dessen bewusst ist. Der Glaubende ist unsicheren Schrittes unterwegs. Seine Sicherheit liegt im Vertrauen auf den Unsichtbaren. Der weist ihm den Weg. Der verheißt das Ziel.

Glaubenserwartung (Hebr 11,9.10)

Er ist ein Gläubiger, sie gehört zu den Gläubigen. Diese Aussagen an sich reichen noch nicht aus, um wirklich etwas zu dem Menschen oder zu dem, was er glaubt, zu sagen. Das muss erklärt werden. Denn geglaubt werden kann viel in dieser Welt. Und es ist hier durchaus Transzendentes, Übernatürliches, Himmlisches gemeint. Viele Menschen sind im Glauben unterwegs*, berufen sich auf einen Gott, den sie wie auch immer nennen bzw. von dem sie was auch immer zu wissen glauben. Wir schauen auf den Gott, der sich uns in seinem Wort offenbart und in seinem Sohn bezeugt hat. Er, der Gott Abrahams, der Vater unseres Herrn Jesus Christus.

Der Geist Gottes nennt uns im Hebräerbrief vier Aspekte des Glaubens Abrahams. Hier, im zweiten, geht es um Erwartung. Die Hoffnung auf etwas ist eine noch in der Ferne liegende Bestimmtheit. In der Erwartung ist das Angekündigte, das „Land der Verheißung“, näher gekommen. Insgesamt ist es jedoch realistisch, weiterhin im Glauben unterwegs zu sein. Auf die

Zukunft gerichtet erwartet der Glaubende das bestimmte Verheißene.

„Durch Glauben siedelte Abraham in dem Land der Verheißung wie in einem fremden und wohnte in Zelten ...“

- Abraham siedelt um. Er verlässt ein Land mit Hochkultur, mit wirtschaftlicher und politischer Ordnung, um ins Ungewisse auszuziehen. Ja, er verlässt auch eine Gesellschaft von Götzendienern, zu denen er nicht gehören will. Denn an Götzen kann man nicht glauben. Sie vermitteln keine Hoffnung. Von ihnen ist nur Enttäuschung zu erwarten.

- Angekommen im Land der Verheißung, sieht er offensichtlich nichts; jedenfalls nichts von dem, was an diesem Land besser sein soll als an dem, das er verlassen hat. Was soll er hier?

„... siedelte er in dem Land der Verheißung ... wie in einem fremden mit Isaak und Jakob.“

Leo lebt im Ländle. Er ist bodenständig. Leo ist nun 65 Jahre alt. Und er war immer zuhause. Seine Heimat ist das Dorf. Mitten im Dorf, gegenüber dem kleinen Schloss mit dem schönen Park, steht sein Haus, das Haus, in dem er immer gelebt hat. Es gehörte seinen Eltern. Nun gehört es ihm. Später wird es sein Enkel David erben, wie auch das kleine Stück Land dort auf dem Dorfhügel.

Ist Leo zu beneiden? In gewisser Weise ja. Er ist eines der wenigen bodenständigen Sonderexemplare unserer postmodernen Zeit. Wir anderen sind unterwegs, als Reisende, Suchende, Getriebene, Verirrte, Verlorene.

Etliche von denen haben wenigstens eine oder zwei Sicherheiten von denen, die uns notwendig erscheinen: Familie, Wohnung, Arbeitsplatz, Kirche/Gemeinde, Freunde. Am besten

* Der Freiburger Soziologe Michael Ebetz hat seine Studie „Religion im Auto“ vorgestellt. Bei den mehr als 1500 PKW, die das Ebetz-Team untersuchte, fuhr jeder zehnte mit transzendenter Symbolik: Engel, Rosenkränze, Christophorusplaketten, Heiligenbilder, Kreuze, Fische, Traumfänger, Buddhafiguren (*Badische Zeitung*, 14. Mai 2011).

hätten wir alles. Nichts geben wir so leicht freiwillig auf. Aber wenn es denn sein muss ...

Ach ja, Abraham. Der hat das alles aufgegeben. Und Petrus sagt bezüglich der Nachfolge: „*Siehe, wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolgt*“ (Mt 19,27). Das, so glauben wir, weil wir Abraham kennen, bleibt nicht ohne Folgen.

Deshalb wohl werden wir, die Gläubigen, in unserem Vaterland lebend, dennoch die wahren Migranten sein. Denn noch sind wir ja nicht angekommen, sind Fremde hier und leben im Glauben. Und wir werden die, die ebenso ein Vaterland suchen, mitzunehmen suchen.

Glaubensgemeinschaft (Hebr 11,11–16)

Glaube schafft Gemeinschaft. Die Gläubigen bewegen sich auf das gleiche Ziel zu und in die gleiche Richtung. Dies tun sie nicht in Konkurrenz gegeneinander, sondern in Solidarität miteinander. Sie streben nicht jeder auf sich selbst sehend, also egoistisch, sondern jeder mit dem anderen, also in Gemeinschaft nach vorn. So geht Abraham mit Isaak und Jakob gemeinsam. Er geht nicht mit Ismael, Isaaks Bruder, und nicht mit Esau, Jakobs Bruder.

Aber so geht Abraham auch mit Sara. Und die beiden gehen nicht nur in der Liebe, die Freunde miteinander verbindet. Sie gehen auch in der Liebe, die in der Ehe wirksam ist, Agape. Die Verbindung, die auch den Gläubigen von dem Herrn zuströmt.

„Durch Glauben empfing Abraham auch mit Sara, obwohl sie unfruchtbar war, Kraft, Nachkommenschaft zu zeugen ... über die geeignete Zeit des Alters ...“

- Der Glaube hat Kinder.

- Kinder haben Eltern; Eltern, die sich vereinen müssen; zur Empfängnis, zur Erziehung, zur Wegweisung ins Leben hinein.

- Eltern müssen gemeinsam handeln. Eltern werden im Glauben handeln müssen. Denn ihre Kinder sind ihnen geschenkt. Kinder sind nicht das Eigentum der Eltern, sondern ihnen anvertraut. So kann Eltern-Sein in den Kindern gesegnet sein. Der Segen ist hier durchaus geistlich gemeint, schließt aber menschlichen, irdischen, auf das Leben hier bezogenen Segen nicht aus.

- Allein im Glauben unterwegs zu sein ist eines. Die Herausforderung aber ist viel größer, wenn man zu zweit unterwegs ist; zu zweit in einer Ehe, wie es mit Abraham und Sara war.

„Diese alle sind im Glauben gestorben ... und begrüßten [die Verheißung] und bekannnten, dass sie Fremde und ohne Bürgerrecht auf der Erde seien.“

- Der Glaube schafft Gemeinschaft.

- Das Versprechen unseres Glaubens reicht über dieses Leben hinaus. Und alles, was über unser Leben hinausreicht, ist im wahrsten Wortsinn eine Glaubenssache.

- Deshalb kann der Glaubende sein Leben auf die Ewigkeit ausrichten. Das eine geht hier zu Ende. Das andere, das Kommende, wird erst dort begriffen werden können.

- Auch dies, das Kommende, dürfen Gläubige in der Gemeinschaft des Glaubens leben.

So ist unser Leben hier ein ständiges Vorwärtsschreiten. Wir nehmen, was uns kommt. Und wir geben auch wieder ab. Dies alles wird von uns erlebt nach den Prinzipien und Gesetzen, die in der Schöpfung herrschen und die uns eingestiftet sind. Das ist der

Blickwinkel unserer Biografie – unser irdisches Leben. Am Ende haben wir nicht mehr in der Hand als Abraham auch – ein Leben in Zelten, ein einziger Sohn, der angesichts dessen, was Abraham aufgab und vielfach zu erlangen hoffte, eine fragile Brücke dahin war. Aber dann fügt der Geist Gottes in der neutestamentlichen Botschaft die Lesart des Glaubens hinzu.

Glaube und Nachkommen (Hebr 11,17–19)

Der Glaube ist, wenn auch außerweltlich bezogen und transzendent begründet, sehr auf die Dinge des Hier und Jetzt gebaut.

- Abraham verlässt sein Vaterland in der Hoffnung, Besseres zu finden – wie eben viele der hier ankommenden Migranten ebenfalls. Natalja und Sascha lebten bis 1999 in Igurien, einer Provinz Russlands im äußersten Nordosten. „Warum seid ihr nach Deutschland gekommen?“, wurden sie gefragt. „Weil es uns hier besser geht. Dort konnten wir zum Essen fast jeden Tag nur Spaghetti auf den Tisch stellen, nur Spaghetti, sonst nichts.“ Die Antwort kam etwas zögernd, fast wie aus Scham. Sie hätten sich gewünscht, diesen Schritt mit ihrem Glauben begründen zu können.

- Abraham ist im Land der Hoffnung mit seiner Familie und über Generationen hinweg ein Umherziehender. Wo bleibt da die Hoffnung? So fragen sich viele Migranten auf der ganzen Welt immer wieder, auch die bei uns.

- Abraham und Sara bekommen im hohen Alter ein Kind, den Sohn ihrer Hoffnung. Auch heute setzen Familien oft ihre Hoffnung nur auf das einzige Kind, das manchmal sehr lange auf sich warten ließ und nur mit dem

ganzen Können medizinischer Mittel und Apparaturen schließlich da ist.

„Durch Glauben hat Abraham ... den Isaak dargebracht ... den einzigen Sohn ... indem er dachte, dass Gott ihn aus den Toten auferwecken könne.“

- Isaak, der Sohn des Alters, der Sohn der Hoffnung, der Sohn, in dem die Legitimation für das Migrantendasein der Eltern lag. Den sollte er opfern? Mit Logik hat das nichts zu tun, auch nicht mit nüchterner menschlicher Überlegung. Warum sollte er, Abraham, ein Menschenopfer darbringen? War sein HERR ähnlich den Göttern, von denen er aus Ur im Zweistromland weggegangen war?

- Wir sind an dem Punkt, wo alle unsere Überlegung, Beredsamkeit, Erklärungsversuche philosophischer, psychologischer, politischer und sonstiger Art scheitern. Es gibt Dinge in deinem Leben, die kannst du einem, dessen Hoffnung über das Irdische nicht hinausgeht, nicht erklären. Auch Abraham hat nie einen Erklärungsversuch zur Opferung Isaaks unternommen. Die Erklärung erfolgt hier, ein paar tausend Jahre später, durch Gottes Geist.

Ist nun Abrahams Biografie ein Exempel des Glaubenslebens? Wird er zu Recht „Vater aller Gläubigen“ genannt? Nun, seine Biografie allein aus der Genesis ist eher immanent, jedenfalls mit vielen Fragen, wie dies und jenes wohl wirklich in der täglichen Praxis aussah. Aber eine Biografie ist nie das, was wir davon aufschreiben und der Um- und Nachwelt zur Kenntnis geben. So wird auch die des Abraham erst mit den Hinzufügungen des Neuen Testaments für uns eine nachahmenswerte.

Peter Baake

Fundamente christlichen Miteinanders (2)

Das Miteinandersein – viele Glieder, ein Leib (1Kor 12,12–20)

Mit jeder Geburt also setzt Gott einen Anfang. Das heißt im Weiteren, dass jeder Mensch seinen eigenen Anfang erhält, einen Anfang, der ihm persönlich angehört und sein Anfang ist im Sinne eines Besitzes, den er mit niemandem teilt. Einerseits sind wir alle in ein Miteinander eingebunden, über Mutter und Vater in den Kreis der Familie zunächst. Der weitet sich im Laufe der Jahre über die Familie hinaus, wird umso größer, je intensiver der Kontakt des Geborenen mit der Welt wird. Andererseits aber bedeutet jede Geburt, dass der neu ins Dasein gerufene Mensch die Möglichkeit hat, seinen ganz persönlichen und eigenen Anfang zu setzen. Sehen wir zum Beispiel auf Josef. Er ist einerseits in einen ganz bestimmten sozialen Kontext hineingeboren, den eines nomadisierenden Hirtenlebens. Aber er fängt schon früh an, seinen ganz persönlichen Weg zu gehen, der sich von dem seines Vaters und dem seiner Brüder stetig entfernt. Vielleicht nennt Jakob bei seinem Segen für Josef deshalb seinen Sohn einen „*Abgesonderten unter seinen Brüdern*“ (1Mo 49,26), weil er den außerordentlichen Lebensweg Josefs vor Augen hat, einen Weg, der bei aller Außerordentlichkeit genau zu diesem Sohn Rahels passt.

Doch ist Außergewöhnliches kein Kriterium, das hier Anwendung finden darf. Auch in einem ganz unscheinbaren, ereignislosen Leben verwirklicht sich der Grundsatz, dass Gott mit jeder Geburt einen individuellen Anfang setzt und der Geborene die Chance hat, seinen eigenen Anfang zu machen. Die Konsequenz daraus

ist, dass jedes Menschenleben nicht nur biologisch ein Unikat, etwas Einmaliges ist, sondern auch in seinem Verlauf von allen anderen Menschenleben verschieden ist. Es stimmt von Anfang an und in seinem weiteren Verlauf nicht mit anderen Menschenleben überein.

Wie viele Mütter wird es gegeben haben, die sich, ihr Kind auf dem Arm anschauend, gefragt haben: Woher hat es die Augen, den Gesichtsausdruck, die Haare? Sie merken, dass bei aller Gewissheit, das eigene Kind in den Armen zu wiegen, hier ein Mensch geboren ist, der sich selbst genügt, ein Individuum im wahrsten Sinne des Wortes, unterschieden von allen anderen Menschen, selbst von Vater und Mutter. Vielleicht sieht die Mutter noch des Vaters Nase abgebildet und ihre eigenen Augen. Doch ist da auch das tiefe Gefühl der Nichtübereinstimmung dieses Kindes mit allen Verwandten.

Dieses Kind, das mit niemand anderem als nur mit sich selbst übereinstimmt, wird aber in eine Familie hineingeboren, in ein Miteinander, das es trägt und schützt und auch noch in vielen anderen Aspekten Hilfe und Unterstützung bereitstellt. Insofern lässt sich die Familie als ein Miteinander von Personen verstehen, die aber als Einzelpersonen voneinander verschieden sind. Offensichtlich will das Gott so, er will ein Miteinander von Menschen, die miteinander nicht übereinstimmen.

Paulus hat das beispielhaft in dem wohlbekanntem Kapitel 12 des ersten Korintherbriefs zum Ausdruck ge-

bracht. Dort spricht er nur nicht vom Miteinander, sondern vom Leib (Christi). Wenn er die einzelnen Menschen meint, spricht er von den Gliedern. In Vers 14 weist er ausdrücklich darauf hin, dass das Miteinander, der Leib, die Individualität des Einzelnen nicht aufhebt. Es ist nämlich im Interesse des Leibes, des Miteinanders, die Nichtübereinstimmung der Menschen zu erhalten, weil dadurch die Verschiedenheit der Gaben erhalten bleibt, die zur Erhaltung des Miteinanders notwendig sind.

Andererseits ist die Tyrannei des einzelnen Gliedes über das Miteinander klar abzulehnen. Sie wirkt doppelt zerstörerisch, denn sie lässt das Individuelle der einzelnen Glieder nicht zur Entfaltung kommen und schadet damit dem Wohl des Leibes, so im Vers 19 des Kapitels. Es kommt also darauf an, ein fein austariertes Verhältnis zwischen den Bedürfnissen des Leibes als Ganzem und den Bedürfnissen der einzelnen Glieder herzustellen, damit Wachstum und Gedeihen des Leibes stattfinden kann. Das kann nur geschehen, wenn die so unterschiedlich geschaffenen Menschen mit *einem* Geist getränkt sind (V. 13b), denn das macht sie erst zu Gliedern des einen Leibes, und weil der Heilige Geist ferner die einzelnen Glieder regiert. Ist das der Fall, ist der Idealzustand des Miteinanders eigentlich erreicht.

Wir haben es aber bei den geschilderten Grundgegeben-

heiten nicht nur mit der Gemeinde Jesu Christi zu tun, sondern mit dem menschlichen Dasein überhaupt. Der Mensch ist von Gott so geschaffen worden. (In einer Welt ohne Sündenfall wäre es zu einem wunderbaren Aufblühen der Menschheit gekommen, weil die individuelle Einmaligkeit der Einzelnen sich nur wohlütig und konstruktiv in das Miteinander eingebracht hätte. Man kann daraus auch entnehmen, dass eine Gemeinde heute, wenn sie sich in allem der Führung des Heiligen Geistes unterstellt, hier schon ein Bild der himmlischen Zustände sein kann.)

In einer Welt, die sich unter der Sünde befindet, ist es auch für Christen oft schwer, das Miteinander zu pflegen, wie es für alle am besten ist. Als Eltern sind sie verantwortlich für die Pflege des Miteinanders in der Familie. Manchmal misslingt ihre Erziehung aber, weil sie den Fehler machen, ihre eigene Individualität dem Kind aufzupropfen, statt sich zu fragen, was ihm denn gemäß ist. Manchmal



möchte der Vater aus seinem Sohn unbedingt einen Juristen machen, doch der möchte lieber Lokomotivführer werden. Die Bibel sagt: „*Erziehe den Knaben seinem Wege gemäß; er wird nicht davon weichen, auch wenn er alt wird*“ (Spr 22,6). Sie gibt uns also die Anweisung, die (partielle) Nichtübereinstimmung des Kindes mit uns zu akzeptieren. Auf der anderen Seite dürfen Eltern den in fast jedem Kind vorhandenen Anspruch, sich selbst zum Maß aller Dinge zu machen, nicht unwidersprochen lassen. Erkennbar wird hier: Erziehung besteht im Wesentlichen darin, die Menschen in ihrer durch Geburt vermittelten Nichtübereinstimmung für ein fruchtbares Miteinander tauglich zu machen.

Auch bei vielen Eheproblemen ist die Unfähigkeit, im Miteinander die Nichtübereinstimmung mit dem Partner auszuhalten, als Ursache allen Leids erkennbar. Wenn Ehen zerbrechen oder nur notdürftig aufrechterhalten werden, wie das ja leider heute immer wieder geschieht, liegt die letzte Ursache dafür in den Spannungen zwischen den Ansprüchen des Einzelnen an das Gegenüber und den Anforderungen, die das besondere Miteinander der Ehe an den Einzelnen stellt. Wenn nun der Individualismus, die Selbstverwirklichung das Maß aller Dinge wird, kann die Ehe kaum noch Bestand haben. Das Gleichgewicht zwischen wohlverstandener Eigeninteresse und einer erfüllten Gemeinschaft, nach der sich der Mensch ja auch sehnt, ist gestört, weil der Einzelne viel für sich fordert, aber nicht bereit ist, von sich etwas zu fordern, damit das Miteinander möglich bleibt.

Dieser nicht eingegrenzte Individualismus kann auch in Gemeinden großen Schaden anrichten, wenn nämlich starke Einzelpersonen mit großer En-

ergie ihre Auffassungen für alle verbindlich machen wollen. Sie suchen eine Übereinstimmung des Denkens und Fühlens herzustellen, die genau betrachtet ihrer eigenen Individualität entspricht und das Anderssein der anderen entweder nicht akzeptiert oder gar nicht zur Kenntnis zu nehmen vermag. Es entsteht eine Gesinnungsdiktatur, die die Gemeinde ernstlich bedroht. Der geheime Antrieb für solch ein Handeln besteht wahrscheinlich darin, dass solche Menschen sich Gemeinschaft nur vorstellen können, wenn eine völlige Uniformität des Denkens und Fühlens mit ihrem eigenen Denken herrscht. Ein solches Bild von Gemeinde hätte aber mit dem, was sich Paulus im Korintherbrief vorstellt, nichts mehr zu tun.

In der Weltgeschichte haben die totalitären Systeme genau dies versucht, nämlich Gleichheit um jeden Preis durchzusetzen. Der Einzelne sollte in der „Volksgemeinschaft“ oder im „Kollektiv“ aufgehen. Uniformität war das Ziel, im Äußerlichen und in Bezug auf das Innere. Diese Systeme sind gescheitert oder werden immer wieder scheitern, denn das den totalitären Systemen zugrundeliegende Menschenbild verfehlt die durch die Schöpfung geschaffenen Realitäten. Man kann auf die Dauer eine Gemeinschaft von Menschen nicht zusammenhalten, wenn man die im Kern vorhandene Unterschiedlichkeit der Menschen unbeachtet lässt. Der Zusammenbruch des Ostblocks hat das ja deutlich vorgeführt.

Die gegenwärtige gesellschaftliche Entwicklung in der westlichen Welt geht zurzeit allerdings genau in die andere Richtung. Das Individuum ist zum Maß aller Dinge geworden. Forderungen, die das Miteinander stellt und die gestellt werden müssen, um

eine Gesellschaft am Leben zu erhalten, werden immer weniger erfüllt. Die Wissenschaft hat dafür einen Begriff geprägt, der sehr treffend ist, den der „Entsolidarisierung“. Das heißt, dass die Menschen nicht mehr bereit sind, ihre individuellen Interessen zugunsten des gesellschaftlichen Miteinanders zurückzustellen. Entwickelt sich eine ganze Gesellschaft stetig in diese Richtung, geht der Zusammenhalt verloren. Parallelgesellschaften entstehen, die untereinander keine Beziehung mehr haben. Ein Zusammenbruch des staatlichen Lebens wird denkbar.

Wenn das im Großen also denkbar ist, wie viel mehr sollten wir als Christen darauf achten, die von Gott durch die Schöpfung in den Menschen ge-

legten Grundgegebenheiten zu beachten und sie als tragende Elemente des Gemeindelebens zu respektieren. Jeder Mensch, also auch jeder Christ hat seine eigene Geschichte. Wenn Christen sich zu einer Gemeinde zusammenfinden, sollten sie anerkennen, dass jede Schwester, jeder Bruder von einem anderen Ende herkommt; dass sie nicht deshalb eine Gemeinde bilden, weil sie einander so toll verstehen und in allem gleich denken und fühlen. Sie bilden eine Gemeinde nur deshalb, weil sie von demselben Geist erfüllt sind, weil der Heilige Geist in ihnen allen Wohnung genommen hat. Das ist das Fundament des Miteinanders, das alle Nichtübereinstimmungen überwölbt und erträglich macht.

Karl Otto Herhaus

HERZLICHE EINLADUNG

Für wen? Christen in der zweiten Lebenshälfte
Wozu? einigen Tagen christlicher Gemeinschaft mit Gottes Wort zu dem Thema

In Ihm ist alles, was ich brauche

Wo? und gemeinsamen Aktivitäten wie Wandern, Spielen, Singen etc. am vielseitigen Begegnungsort des Bibellesebundes bei Marienheide
Wann? Sonntag, 23. Oktober 2011, zum Abendessen, bis Freitag, 28. Oktober 2011, nach dem Mittagessen
Wie teuer? Vollpension pro Person ab ca. 42,50 € (DZ) bzw. 50,50 € (EZ) pro Tag, ergibt ab 212,50 € (DZ) bzw. 252,50 € (EZ) für 5 Tage; plus Materialkosten (12 €) und Ausflüge
Wer lädt ein? Pierre & Eda Conod, Zürich
Jochen & Gunhild Stücher, Hainburg
Friedrich-Wilhelm & Elke Tertel, Gummersbach-Peisel

Anmeldungen bitte an:

Jochen & Gunhild Stücher, Ostring 33, D-63512 Hainburg
Fon: +49(0)6182 5950, Fax: +49(0)6182 889058
E-Mail: gem-ejst@online.de

Kämpfen in der Waffenrüstung – aber in der richtigen!

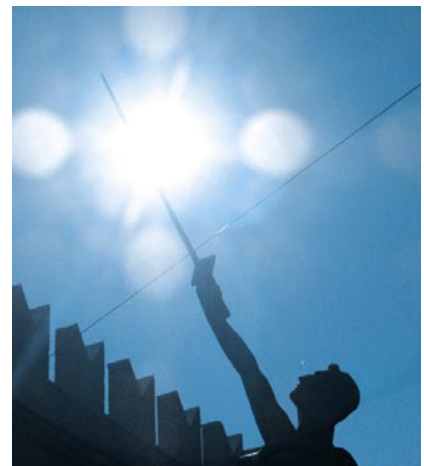
*„Diese ganze Versammlung soll erkennen, dass der HERR nicht durch Schwert oder Speer rettet. Denn des HERRN ist der Kampf!“
(1Sam 17,47)*

Die Gemeinde – und damit jeder Glaubende – ist den Listen des Teufels nicht schutzlos preisgegeben, sondern ihr steht im Kampf gegen die „Gewalten, gegen die Mächte, gegen die Weltbeherrscher dieser Finsternis, gegen die geistigen Mächte der Bosheit in der Himmelswelt (oder: den himmlischen Räumen)“ die „ganze Waffenrüstung (oder: Ganzrüstung) Gottes“ zur Verfügung (vgl. Eph 6,10–17). Es ist der Gemeinde geboten, sie mit allen ihren sechs Teilen vollständig anzuziehen bzw. zu ergreifen. Dies ist notwendig – so lautet der Zuspruch des Apostels –, „damit ihr an dem bösen Tag widerstehen und, wenn ihr alles ausgerichtet habt, stehen bleiben könnt!“ (V. 13). Die hier als Bild angezogene „Ganzrüstung“ stellt die Bewaffnung von Soldaten dar, wie sie insbesondere zur Verteidigung von Festungen oder Bollwerken angepasst ist, bei denen es in erster Linie auf das „Stehen“ ankommt, wengleich auch die Schuhe dabei nicht fehlen dürfen (V. 15), die eine gewisse Bewegung ermöglichen.

In einem anderen Brief werden die Glaubenden dagegen ermahnt, „als Söhne des Lichtes und Söhne des Tages“ zu wachen und nüchtern zu sein, „bekleidet mit dem Brustpanzer des Glaubens und der Liebe und als Helm mit der Hoffnung des Heils (oder: der Rettung)“ (1Thess 5,5.8). Hier ist im Gegensatz zu oben als Schutz für das Gelingen des Glaubenslebens das Bild einer nur aus zwei Stücken beste-

henden „Leichrüstung“ gewählt, wie sie wohl die Soldaten in ihrem normalen Dienst oder auf dem Marsch tragen mussten. An einer weiteren Stelle werden die Glaubenden bezüglich ihres Wandels dementsprechend aufgerufen: „Lasst uns nun die Werke der Finsternis ablegen und die Waffen des Lichts anziehen!“ (Röm 13,12).

In diesen Ermahnungen ist zwar stets in einem gleichnishaften Sinn von der Waffenrüstung die Rede. Ist es nicht dennoch bemerkenswert, wenn in einem alttestamentlichen Bericht beschrieben wird, dass einer, der sich auf einen Kampf für die Ehre des HERRN vorbereitet, die ihm angelegte Waffenrüstung – sie gleicht in etwa der zu Anfang im Bild geschilderten Rüstung – wieder ablegt, um – menschlich betrachtet – völlig ungeschützt einem körperlich unvergleichlich überlegenen, aufs Schwerste gerüsteten Gegner entgegentreten? Die Rede ist



hier natürlich von David, genauer von seinen Kampf mit dem Riesen Goliath (vgl. 1Sam 17,4–11.31–54). Das wesentliche Argument für die Entscheidung Davids, die ihm von König Saul angezogene Rüstung wieder abzulegen, lautet: „*Ich kann darin nicht gehen*“ (V. 39).

Hier kommt es zwar nicht auf ein Im-Kampf-Stehen, auch nicht auf einen langen Marsch an, sondern auf ein – wörtlich genommen – *eilendes Laufen* (V. 48); nicht um einen Nahkampf mit Speer oder Schwert, sondern um das Schleudern eines zuvor dem Bachbett entnommenen Steins aus sicherer Entfernung. Ein eigenes Schwert ist nicht vorhanden, stattdessen dient das Schwert des niedergeworfenen Feindes der Vollendung des Sieges über denselben.

Was können wir aus diesem Ereignis in der Geschichte Davids, des späteren Königs, des „*Mannes nach dem Herzen Gottes*“ (vgl. 1Sam 13,14; Apg 13,22) und Ahnherrn unseres Herrn Jesus Christus, lernen? Sicher nicht, dass wir wie er einen Kampf „*gegen Fleisch und Blut*“ zu bestehen haben, bei dem materielle Waffen zum Einsatz kommen. Wohl aber, dass angesichts der Bedrohung der Gemeinde Gottes durch einen nach menschlichem Maß übermächtigen Feind kein Grund besteht, den Mut sinken zu lassen und dessen Hohn ohnmächtig hinzunehmen (vgl. V. 32.37). Davids Kampf ist ja nicht eigentlich ein Kampf gegen Goliath, sondern ein Kampf des HERRN gegen die Feinde Israels (vgl. V. 46.47), und das bedeutet im übertragenen Sinn ein Einstehen des Siegers von Golgatha für seine von den *Weltbeherrschern dieser Finsternis* bedrängte Gemeinde.

Das Besondere dieser Belehrung und Ermutigung besteht wohl aber

doch darin, dass, wer immer als Jünger Jesu auf irgendeine Weise in diesen Kampf berufen ist, nicht zu der ihm von Gott zur Verfügung gestellten Waffenrüstung noch zusätzlich irgendeiner fremden Rüstung bedarf, um für den Kampf geschickt zu sein, sondern dass dafür seine ihm von Gott mitgegebenen Fähigkeiten voll und ganz genügen. So wie die Waffenrüstung Sauls, des damals schon von Gott verworfenen Königs und später erbitterten Feindes Davids, diesen nur gehindert hätte, in den Kampf und im Kampf zu „gehen“, so würde eine als Konkurrenz oder gar als Ersatz für die *göttliche* Waffenrüstung angelegte *weltliche* Waffenrüstung den Kampf des Glaubens nur verfermen und sicher zu einer Niederlage führen.

Das bedeutet natürlich nicht, dass Gott seine Kämpfer ohne vorbereitende Übung einsetzt – auch David hatte die Fähigkeit im Umgang mit seiner Schleuder schon beim Schafeweiden und sein Kampfgeschick beim Sieg über den Löwen und den Bären erproben können (vgl. V. 34.35) –, wohl aber, dass Gott keine *weltlichen*, d. h. in Wahrheit *gottlosen* Methoden und Techniken für seine Arbeit dulden will. Dies ist das Unterscheidungsmerkmal: Wird – so wie der Kampf Davids als ein Kampf des HERRN geführt wurde – auch unser Kampf als ein Kampf in der Gefolgschaft des Herrn Jesus Christus geführt? Oder aber geschieht dies aus *eigenem* Antrieb und nach *eigenen* Strategien, gleichgültig ob dieselben – vermeintlich – als „zeitgemäß“ oder – zu Unrecht – als „schriftgemäß“ motiviert werden? Auf diese Frage sollten wir uns von unserem Herrn eine eindeutige Antwort geben lassen, bevor wir in irgendeinen Kampf eintreten!

Hanswalter Gieseke

Verändert sich deine Gemeinde?

Chancen und Gefahren beim Erkennen der eigenen Identität

Gott sei Dank, nein!

Manche aufrichtigen und treuen Gläubigen sind überzeugt: Weil das Wort Gottes sich nicht verändert, sollte ihre örtliche Gemeinde sich ebenso wenig verändern.

Diese Reaktion setzt voraus, dass das Schriftverständnis der Gemeinde zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Vergangenheit abgeschlossen und die Auslegung grundsätzlich fehlerfrei war. Es wird auch davon ausgegangen, dass eine auserlesene Gruppe christlicher Liederdichter in der Vergangenheit bereits alles Nötige zum Ausdruck gebracht hat, sodass es für neue Liederbücher keinen Bedarf gibt. Ferner meint man, dass manche Einrichtungen, die in der Vergangenheit für eine bestimmte Kultur gut und angemessen waren (wie Kleidungsstil und -farben, musikalische Gewohnheiten, Wortschatz und Versammlungszeiten), für alle Kulturen und Zeiten richtig seien. Diese Gläubigen sind der Überzeugung, ihre Gemeinde habe zu einem bestimmten Zeitpunkt in der Vergangenheit alles richtig gemacht, und es sei jetzt ihre Aufgabe, diesen Weg beizubehalten. Veränderungen werden mit Misstrauen betrachtet, weil sie höchstwahrscheinlich die Tür für Abweichungen öffnen.

Preist den Herrn, ja!

Andere aufrichtige und treue Gläubige sind davon überzeugt, dass eine normale, gesunde Gemeinde in dauernder Veränderung bleiben muss, wenn sie Gottes Wort besser verstehen und dieses unwandelbare Wort zu einer sich wandelnden Welt in Bezie-

hung setzen will. Heutiges Christsein sollte sich auf jeden Fall in aktueller Sprache und auf kulturell relevante Weise ausdrücken.

Aber auch hier gibt es Gefahren. Manche Christen gehen z. B. davon aus, dass alle Bibelübersetzungen in moderner Sprache gut und genau sind, nur weil sie einfacher zu lesen sind. Andere meinen, jedes neue Lied, das die Textzeile „Ich liebe Dich, Jesus“ enthält, müsse für die Gemeinde zum Segen sein. Manche naiven Gläubigen denken, Kultur sei moralisch neutral. Aber Satan unternimmt starke Anstrengungen, alle Kulturen zu verderben und degenerieren zu lassen (Eph 2,2). Er versucht, jede noch vorhandene Spur von Gott zu verwischen oder zu zerstören. Bei allem Bemühen, für unsere Kultur relevant zu sein, dürfen wir dieser nicht erlauben zu bestimmen, wie die Bibel ausgelegt werden soll. Es sollte genau andersherum sein: Der Geist Gottes möchte die Schrift dazu nutzen, unseren Beitrag zur Kultur zu bestimmen. Vergessen wir nicht, dass das Christentum als kulturelle Gegenbewegung gedacht war (Joh 15,19; Röm 12,2). Wenn wir mit unserer Kultur verschmelzen, werden wir aufhören, Salz und Licht für sie zu sein.

Das Gleichnis von der Bäckerei

Vor vielen Jahren trennte sich eine Gruppe unzufriedener Bäcker von den etablierten Bäckereien. Sie beklagten, dass die vorhandenen Rezepte einengend und von geringem Nährwert seien. Das Ausprobieren älterer oder das Erfinden neuer Rezepte sei



praktisch unmöglich, da die Rezepte zentral kontrolliert würden. Diese unzufriedenen Bäcker bildeten eine Gemeinschaft, die mit der Zeit als „Bäckereien ohne Namen“ bekannt wurde. Da sie keine Lizenz benötigten, um tätig zu werden, breiteten sich solche Bäckereien schnell rund um die Welt aus. Sie backten gutes Brot, und die, die es aßen, waren gewöhnlich dankbar und gesund.

Doch bald begann sich die fröhliche, einladende Haltung zu wandeln. Bäckereien, die nicht zu den „Bäckereien ohne Namen“ gehörten, wurde der Status einer „Bäckerei“ aberkannt, und sie wurden einfach als „Läden“ bezeichnet. Es überrascht daher nicht, dass die meisten „Bäcker ohne Namen“, ihre Kinder und ihre Kunden bald anfangen zu denken, die „Bäckereien ohne Namen“ seien die einzigen Bäckereien in der Stadt. Sie backten die guten Standardrezepte, die sie von ihren Gründervätern geerbt hatten, und ermutigten alle in ihrem Einflussbereich, sorgsam auf ihre Gesundheit zu achten und nur das zu essen, was gut für sie sei, d. h. ihr Brot nur bei „Bäckereien ohne Namen“ zu kaufen. Die meisten hielten sich daran und wa-

ren zufrieden. Gelegentlich, vielleicht im Urlaub, kaufte ein verletzter oder abenteuerlustiger Bäcker oder Kunde Brot in einem örtlichen „Laden“, und es schmeckte ihm sogar. Das wurde jedoch für gefährlich gehalten.

Nach einer gewissen Zeit brach der Herr in diese Situation herein. Er demütigte die Herzen und öffnete vielen die Augen. Sie stellten erfreut fest, dass sie nicht allein waren, sondern dass der Herr noch viele andere Bäckereien in der Stadt hatte. Es gab einen begeisterten Ansturm, alles zu kaufen und zu essen, was in den verschiedenen Bäckereien neu und anders war. Die Freiheit, all diese Bäckereien zu entdecken und all die neuen Sorten Brot, Kuchen und Plätzchen zu probieren, bewirkte einen verständlichen Grad an Begeisterung. Wie sollte man sich bei einer derartigen Vielfalt entscheiden?

Einige meinten, jedes Produkt, das den Begriff „Bibel“ irgendwo auf seiner Zutatenliste hatte, sei sicher und von gutem Nährwert. Sie packten einfach das in ihre Einkaufskörbe, was



im Angebot war oder wofür am meisten Werbung gemacht wurde oder was die Mehrheit kaufte. In Momenten des Nachdenkens gaben manche Kunden freilich zu, dass ihre Einkäufe häufig mehr durch Neuartigkeit, Geruch und Aussehen beeinflusst wurden als durch sorgfältiges Studium der Zutaten.

Diese rapiden Veränderungen lösten bei den meisten „Bäckereien ohne Namen“ eine Identitätskrise aus. Sie waren kleine „Monopole“ gewesen und hatten als solche gut funktioniert, und nun waren sie Dingen wie „Konkurrenz“, „Produktvielfalt“ und dem „freien Markt“ ausgesetzt. Was sollten sie tun? Grundsätzlich musste sich jede Bäckerei für eine von vier möglichen Strategien entscheiden:

(1) Nichts verändern: Alle anderen Rezepte ignorieren oder in ein schlechtes Licht stellen. „Bäckereien ohne Namen“, die sich verändern oder ein anderes Rezept einführen, müssen gemieden und auf den Status eines „Ladens“ herabgestuft werden.

(2) Schließen: Wenn es schon so viele Bäckereien in der Stadt gibt, warum sollten wir mit unserer „Bäckerei ohne Namen“ weitermachen? Ermutigten wir unsere Stammkunden, sich einen anderen Bäcker zu suchen.

(3) Den Markttrends folgen: Was kaufen die meisten Leute heutzutage? Studieren wir den Erfolg anderer Bäckereien. Dann sortieren wir die alten Rezepte aus und ersetzen sie durch solche, die sich am besten verkaufen.

(4) Sich weiterentwickeln und wachsen: Seien wir wählerisch. Ermitteln und behalten wir die besten unserer alten Rezepte, sortieren wir die seltsamen oder ungesunden aus und entdecken wir gute Rezepte anderer Bäckereien und führen sie ein.

Ganz klar: Wenn eine Bäckerei in der Stadt Plätzchen mit Glassplittern verkauft, sollten alle Kunden auf verantwortungsvolle Weise gewarnt werden. Gefährlichen Irrtümern sollte man entgegentreten, sie entlarven und zu-



rückweisen (Gal 2,11–16). Wenn der Herr deutlich macht, dass es für deine Gemeinde Zeit ist zu schließen oder mit einer anderen Gemeinde zusammenzugehen, ist mutiger Gehorsam gefragt. Bevor du dich mit Option 3 zufriedengibst, bedenke, dass beliebtes Brot nicht immer gesundes Brot ist. Du magst dir einige klärende Fragen stellen: Haben wir Lehren oder Praktiken geerbt, die schriftgemäß und erhaltenswert sind? Sollten wir bei einigen unserer nahrhaften Brote etwas am Geschmack, an der Form oder an der Einstellung des Ofens ändern? Wenn du mindestens ein gutes Rezept hast, das von den Bäckereien deiner Gegend nicht allgemein benutzt wird, kann Option 4 der beste Schritt nach vorn sein (Mt 13,52). Bäckereien, die Strategie 4 folgen, wissen zu schätzen, was der Herr ihnen in der Vergangenheit geschenkt hat, und sind nach wie vor entschlossen, zu lernen und zu wachsen. Solche Bäckereien werden gutes Brot anbieten und gleichzeitig ihren eigenen Charakter und ihre eigene Identität wahren.

Anderssein ist nicht immer in Mode

Interessanterweise gibt es in der modernen Gesellschaft einen Trend, Unterschiede zu verringern oder zu beseitigen. Vor drei Jahrzehnten war es für einen Laien wie mich noch ziemlich einfach, einen Volvo, Citroën, Ford oder Volkswagen zu erkennen. Um sie jetzt zu unterscheiden, muss ich viel genauer hinschauen. Man sagt uns, wir sollen nicht mehr in Begriffen wie britisch, französisch, deutsch oder niederländisch denken, sondern uns als Europäer verstehen. Es ist politisch gefährlich, irgendeine Bemerkung zu machen, mit der Rassen oder Geschlechter unterschieden

werden. Selbst grundlegend unvereinbare Religionen verlieren ihre kennzeichnenden Merkmale, wenn sie als „Glaubensgemeinschaften“ in einen Topf geworfen werden. Glaube ist das, was sie gemeinsam haben; woran sie glauben, spielt eigentlich keine Rolle.

Auch unter den Evangelikalen gibt es den Trend, Unterschiede zu beseitigen. Musik, Massenmedien, wachsende überkonfessionelle Werke sowie populäre Autoren und Redner überwinden Grenzen und fördern Homogenität in Theologie und Praxis. Die Beseitigung vieler Unterschiede war für die weltweite Gemeinde Christi positiv. Aber ist das *immer* gut? Arrogante, sektiererische und tote Gemeinschaften bestehen darauf, sich von anderen zu unterscheiden, aber ist das Gegenteil automatisch richtig? Muss Anderssein mit Arroganz, Sektiererei und geistlichem Tod gleichgesetzt werden? Kann die Beibehaltung mancher Unterschiede positiv oder vielleicht sogar notwendig sein?

Die meisten christlichen Gemeinschaften haben gute Dinge geerbt. Manches in diesem Erbe mag biblisch, aber für die heutige Art und Weise, Christsein zu „praktizieren“, nicht sehr populär sein. Wenn sie an diesem Erbe festhalten, werden sie sich von anderen unterscheiden. Wenn dieser Unterschied ohne Arroganz ausgelebt werden kann und ohne um ihn herum eine Sekte zu bilden, wird eine solche Gemeinschaft ein gutes Vorbild für andere sein, und sie kann vom Herrn dazu benutzt werden, den ganzen Leib Christi zu schützen und zu bereichern. So haben etwa Gemeinden mit puritanischem oder quäkerischem Hintergrund eine Wertschätzung für gemeinschaftliche Besinnung und Meditation

geerbt. Anders als die durchschnittliche evangelikale Gemeinde scheuen sie sich nicht, dem Herrn in Zeiten der Stille zu begegnen. An diesem Merkmal sollten sie festhalten und ein ausgleichendes Vorbild für uns alle sein. Gemeinden mit herrnhutischem Hintergrund haben von ihren Vorvätern einen selbstlosen, aufopferungsvollen, nahezu selbstmörderischen Eifer für das Evangelium geerbt. Einige ihrer Pioniere waren bereit, sich als Sklaven zu verkaufen, um das Evangelium zu den afrikanischen Sklaven auf den Schiffen zu bringen und dann mit ihnen auf den Baumwollfeldern zu leben, zu arbeiten und zu sterben. Sie sollten diesen Eifer nicht aufgeben und ihn nicht gegen unsere modernen urlaubsähnlichen, sozial motivierten Missionsprojekte eintauschen. Wenn sie ihre Identität auf demütige und zugleich offene Weise bewahren, werden sie uns alle inspirieren. Und das brauchen wir!

Drei Schachteln mit Rezepten

In der ganzen Welt gibt es viele Gemeinden mit „Brüder“-Hintergrund. Ich schreibe aus dieser Position heraus. Sicher haben wir viel von anderen christlichen Gemeinschaften zu lernen, aber haben wir etwas Charakteristisches geerbt, das es wert ist, festgehalten zu werden? Wenn ja, was? Ich ermutige euch, in kleinen Gruppen folgenden Versuch durchzuführen.

Stellt euch einmal drei Schachteln vor:

Schachtel 1: „Unsere guten, biblischen Rezepte“

Schachtel 2: „Unsere ‚schädlichen‘, ‚seltsamen‘ und ‚unbrauchbaren‘ Rezepte“

Schachtel 3: „Hilfreiche biblische Rezepte, die wir von anderen Bäckereien übernehmen können“

Bittet dann alle Teilnehmer, für alle drei Schachteln Inhalte vorzuschlagen. Vergesst nicht, auch die Älteren zur Teilnahme zu ermutigen. Sie sind die lebendige Verbindung zu unserer Vergangenheit. Die dann folgende Diskussion kann sehr aufschlussreich sein.

In **Schachtel 3** werdet ihr Vorschläge für Verbesserungen sammeln. Je nach Gaben und Erfahrungen im Leben mit dem Herrn kann eine Gruppe von Gläubigen „*allen Gläubigen zu Vorbildern*“ werden (1Thess 1,7). Ganz sicher können wir von anderen Gemeinschaften lernen. Wir werden aufgefordert, alles zu prüfen und das Gute festzuhalten (1Thess 5,21). Auf den Gebieten, wo wir schwach sind, können wir uns verbessern. So können wir z. B. von anderen lernen, uns seelsorgerlich besser um die Herde zu kümmern, anderen zur Befreiung von sündigen Abhängigkeiten und dämonischen Einflüssen zu verhelfen, eine verlorene Welt besser zu erreichen und vieles mehr.



Schachtel 2 wird einige kulturbedingte und nebensächliche Dinge enthalten. Das Beharren auf einigen davon löscht üblicherweise das Feuer des Geistes in einer Gemeinde aus (1Thess 5,19). Beispiele sind das Bestehen auf nur einer akzeptablen Bibelübersetzung, auf nur „diesem“ Liederbuch, auf einer bestimmten Kleiderordnung oder einem bestimmten religiösen Wortschatz. Beachten wir, dass die Anwendung der Schrift zu einem bestimmten Zeitpunkt ein Hindernis für das Werk Gottes in einer anderen Generation oder Kultur sein kann. Menschliche Regeln, so gut sie ursprünglich gemeint waren, können zu einem Joch auf dem Nacken der Gläubigen werden. Jakobus reagiert auf die menschliche Neigung, der Schrift etwas hinzuzufügen und die Dinge zu komplizieren, folgendermaßen: *„Deshalb urteile ich, dass man denen, die sich von den Nationen zu Gott bekehren, keine Schwierigkeiten mache“* (Apg 15,19).

Glücklicherweise wird **Schachtel 1** wahrscheinlich viele Rezepte enthalten. Ihr werdet feststellen, dass ihr viele dieser guten Rezepte mit anderen gesunden christlichen Gemeinschaften in eurer Gegend teilt, z. B. die Verkündigung des Evangeliums, die gemeinsame Anbetung und die Liebe zu Gottes Wort. Manche davon werden nützliche administrative Rezepte sein, die einer Gemeinde helfen, *„anständig und in Ordnung“* (1Kor 14,40) zu funktionieren, wie Sitzordnung, Formen und Zeiten. Vielleicht werdet ihr aber auch feststellen, dass es in dieser Schachtel einige Rezepte gibt, die auf die Bibel gegründet, unter den anderen christlichen Gemeinschaften in eurer Gegend aber nicht besonders verbreitet sind. Betont diese. Die Aufnahme dieser Rezepte in die Samm-

lung der anderen guten Rezepte macht eure Bäckerei unterscheidbar. Sie geben eurer Gemeinde ihre Identität.

Die eigene Identität erkennen

Je nachdem, wie andere christliche Gemeinschaften in eurem Teil der Welt aussehen, können folgende Merkmale Teil eurer Identität sein: *Sola Scriptura*, d. h. die Bibel und nur die Bibel wird als letztgültige Autorität betrachtet. Menschliche Traditionen können nützlich sein, haben aber keine Autorität. Bei der Auslegung der Bibel wird klar zwischen dem Handeln Gottes mit Israel und mit der Gemeinde unterschieden. Es gibt keinen Unterschied zwischen Geistlichen oder Hauptamtlichen und dem Rest der Gemeinde. Jeder Gläubige wird ermuntert, anzubeten und dem Herrn gemäß seinen Gaben, Erfahrungen und seinem moralischen Zustand zu dienen. Die Leitung der Gemeinde erfolgt durch eine Gruppe gereifter Brüder, üblicherweise als Älteste bezeichnet. Jeder wahre Gläubige wird bereitwillig als Bruder oder Schwester in Christus anerkannt. Es gibt ein klares, christuszentriertes Evangelium, einschließlich der Lehre, dass alle Wiedergeborenen für immer Kinder Gottes bleiben. Die Wassertaufe wird gelehrt und gefördert. Die Feier des Mahls des Herrn, normalerweise wöchentlich, steht im Zentrum eurer Spiritualität.

Neue Unterscheidungsmerkmale erkennen

Wenn die Christenheit in eurer Gegend sich von modischen Strömungen mitreißen lässt oder biblische Prinzipien verwirft, kann eure Gemeinde neue Unterscheidungsmerkmale annehmen. So wurde z. B. vom Beginn der Kirche bis vor wenigen Jahrzehnten in den meisten christlichen Ge-

meinschaften daran festgehalten, dass Männer und Frauen in Familie und örtlicher Gemeinde verschiedene Rollen haben. Für manche Gemeinden ist das Praktizieren dieser biblischen Lehre nun zu einem Unterscheidungsmerkmal geworden. In jüngerer Vergangenheit ist in einigen Teilen der Welt auch das Festhalten daran, dass homosexuelle Praxis Sünde ist, Teil der gemeindlichen Identität geworden. Beachten wir, dass das, was die Identität eurer Gemeinde ausmacht, sich mit der Zeit ändern kann.

Chancen und Gefahren beim Erkennen der eigenen Identität

Wenn man eine Reihe von Punkten als identitätsstiftend für die eigene Gemeinde erkannt hat und betont, sind damit verschiedene Gefahren verbunden. Es kann sich ein ungesundes Gefühl der Einzigartigkeit entwickeln, das zu einer Atmosphäre der Arroganz anstatt der Dankbarkeit führt. Falsch verstanden, können die Unterscheidungsmerkmale unsere Fähigkeit blockieren, von anderen Gemeinschaften zu lernen, die unsere Kennzeichen nicht teilen. Darüber hinaus kann unseren Identitätsmerkmalen eine größere Bedeutung oder ein höherer Status beigemessen werden, als es von der Schrift her gerechtfertigt ist. Sie können als Werkzeug benutzt werden, um uns zu isolieren, anstatt andere zu ermutigen, zu inspirieren und zu segnen.

Ganz sicher gibt es beim Erkennen der eigenen Identität Gefahren, und doch gibt es dabei auch große Chancen. Wenn ihr euch über die guten Dinge klar werdet, die ihr besitzt, einschließlich dessen, was mit der Schrift übereinstimmt, in eurer Gegend aber nicht allgemein praktiziert wird, kann

das ein Ansporn sein, das euch von Gott geschenkte Erbe zu studieren, zu lehren, zu praktizieren und nicht zu vergessen. Das Bewusstsein der eigenen Identität wird euch dazu ermutigen, dieses Erbe an die nächste Generation weiterzugeben. Darüber hinaus ist ein gewisser Grad an Klarheit über die eigene Identität eine gute Basis, um Gemeinden mit ähnlicher Identität dazu anzuregen, Kontakte zu knüpfen, sich auszutauschen und sich gegenseitig zu ermutigen. Wenn wir unsere Kräfte auf nicht-sektiererische, nicht-exklusive Weise bündeln, kann das zu einem Ansporn werden, biblische Prinzipien darzustellen und zu fördern – zur Bereicherung und zum Segen des ganzen Leibes Christi.

Schluss

Keine christliche Gemeinde ist in Lehre oder Praxis fehlerlos, weder jetzt noch zu irgendeinem Zeitpunkt in ihrer Vergangenheit. Die Vollkommenheit wird kommen, aber erst, wenn wir den Himmel erreicht haben! Bis dahin sollten wir gemeinsam bestrebt sein, näher beim Herrn zu wandeln, uns immer mehr der Schrift zu unterwerfen, uns besser um die Schafe und die Verlorenen zu kümmern. Es ist unmöglich zu wachsen, ohne sich zu verändern! Veränderungen öffnen eine Tür, die Dingen erlauben „hereinzukommen“ oder „hinauszugehen“. Möge der Herr uns die *Weisheit* verleihen, zu entscheiden, was wir „drinnen behalten“, „draußen lassen“, „hereinholen“ oder „hinauswerfen“ sollten, und uns dann den *Mut* schenken zu handeln!

In Gottes Schöpfung erfahren alle lebendigen Organismen Wachstum und erneuernde Veränderung. Deine Gemeinde bildet da keine Ausnahme.

Philip Nunn

Ausländer – Bedrohung oder Chance und missionarische Herausforderung?

1. Der Fremdling im Alten Testament und die Bringschuld der „Fremdlinge betreffs der Bündnisse der Verheißung“

„Den Fremdling sollst du nicht bedrücken; ihr selbst wisst ja, wie es dem Fremdling zumute ist, denn Fremdlinge seid ihr im Land Ägypten gewesen“ (2Mo 23,9).

Zu Recht sprechen wir hinsichtlich der deutschen Bevölkerung heute von einer multikulturellen Gesellschaft. Die Ursachen dafür sind vielfältig: Viele der heute in Deutschland lebenden Ausländer oder deren Eltern sind als Gastarbeiter gekommen und halfen angesichts des massiven Arbeitskräftemangels der damaligen Zeit mit beim Wiederaufbau Deutschlands. Andere sind gekommen und kommen noch, weil sie in ihrer Heimat verfolgt, durch Krieg bedroht werden oder das Nötigste entbehren.

Gott bedachte schon zu alttestamentlicher Zeit, dass aus dem Zusammenleben von Menschen verschiedener Herkunft und Kulturen Probleme entstehen können. Bezeichnen-derweise wendet er sich in dem o.g. Vers an sein Volk, das Volk Israel, die „Mehrheitskultur“, wie wir heute sagen würden. Er erinnert sie an die Zeit in Ägypten, als sie selbst in der Minderheit und Fremdlinge gewesen waren, und verbietet ihnen, den Fremdling zu bedrücken. An anderer Stelle ermahnt sie Gott darüber hinaus, die Ränder des Feldes stehen zu lassen, damit Arme und ggf. Fremdlinge hier Nachlese halten konnten (vgl. 3Mo 19,9f.).

Der Christ, der heutigentags seinem Pass nach der deutschen „Mehrheits-

kultur“ angehört, vernimmt die Mahnung Gottes auch heute noch. Er erinnert sich daran, dass das Neue Testament seine Position gegenüber der Welt an mehr als einer Stelle als „Fremdling“ bezeichnet (vgl. z. B. Phil 3,20). Und noch in einer zweiten Hinsicht war er ja Fremdling: Als gebürtiger Heide war er „Fremdling betreffs der Bündnisse der Verheißung“ (Eph 2,12) und wäre nie in eine so privilegierte Beziehung zu Gott gekommen, hätte sich Gott in seiner Gnade nicht auch den Heiden zugewendet und wäre er nicht auch „*offenbart worden denen, die nicht nach [ihm] fragten*“ (Röm 10,20). Die Tatsache, dass er in zweifacher Hinsicht Fremdling ist, verpflichtet ihn, sich auch seinerseits des Fremdlings anzunehmen.

2. Die schwierige Lektion des Petrus

„Brüder, ihr wisst, dass Gott mich vor längerer Zeit unter euch dazu auserwählt hat, dass die Nationen durch meinen Mund das Wort des Evangeliums hören und glauben sollen“ (Apg 15,7).

Noch bei der Aussendung seiner 12 Jünger hatte der Herr Jesus sie angewiesen, den „Weg der Nationen“ und die „Stadt der Samariter“ zu meiden (Mt 10,5). Seinen Ausführungen in Joh 10 aber entnehmen wir bereits, dass es dabei nicht bleiben würde. Nach seiner Ablehnung durch die Mehrheit seines Volkes Israel würde er sich auch den Heiden zuwenden: *„Ich habe andere Schafe, die nicht aus diesem Hof sind; auch diese muss ich bringen“ (V. 16).*

Eine besondere Rolle in der Umsetzung dieser Absicht Gottes kam Petrus zu. In dem o. g. Vers berichtet er in Jerusalem davon, wie er das Evangelium den Heiden verkündigt hatte. Petrus tritt hier wie schon in Kapitel 11 entschlossen für die Anerkennung der zu Gott umgekehrten Heiden ein. Schlagen wir allerdings einige Kapitel zurück, sehen wir, dass auch bei Petrus durchaus ein längerer und schwieriger Erkenntnisprozess notwendig war, bis er sich zur Akzeptanz auch der Heidenchristen durchgerungen hatte. Gott bemühte zu diesem Zweck extra eine Vision, bis Petrus verstanden hatte, dass er „keinen Menschen gemein oder unrein nennen“ sollte und „Gott die Person nicht ansieht, sondern dass in jeder Nation, wer ihn fürchtet und Gerechtigkeit wirkt, ihm angenehm ist“ (Apg 10,28.34f.).

Petrus vollzieht damit einen Erkenntnisprozess, den auch heute jeder durchlaufen muss, der anderen Menschen und besonders Ausländern das Evangelium antragen möchte. Nationale, kulturelle oder sonstige Dünkel stehen einem solchen Missionar schlecht an.

3. Von der Landstraße in den Festsaal

„Geht nun hin auf die Kreuzwege der Landstraßen, und so viele ihr irgend findet, ladet zur Hochzeit“ (Mt 22,9).

In dem Gleichnis vom „König, der seinem Sohn Hochzeit machte“, wird von einem Hochzeitsfest berichtet, bei dem sich die eingeladenen Gäste alles andere als dankbar für die ihnen mit der Einladung ausgesprochene Wertschätzung erzeigten. Sie schlugen die Einladung aus, einige misshandelten und töteten die Knechte des Königs sogar. Unschwer erkennt man in diesem Gleichnis den zweifachen Ruf an das Volk Israel, zu Jesus, dem Messias, umzukehren. Nachdem diese Umkehr (von Ausnahmen abgesehen) nicht erfolgte, wendet sich Gott den Heiden zu. Der o. g. Vers beschreibt bildhaft genau diese Zäsur.

Ein „Knecht“, der sich den zitierten Auftrag des „Königs“ besonders zu Herzen nahm und vor allem deswegen stark von seinen jüdischen Mitbürgern angefeindet wurde (vgl. Apg 22,21f.; 28,28f.; 1Thess 2,16), war Paulus. Nicht ohne Grund nennt er sich „Diener Christi Jesu für die Natio-



nen“ (Röm 15,16), „Apostel der Nationen“ (Gal 1,16) und „Lehrer der Nationen“ (1 Tim 2,7). Als er in einer Vision den Ruf „Komm herüber nach Mazedonien und hilf uns!“ (Apg 16,9) vernimmt, überquert er den Hellespont und bringt das Evangelium nach Europa. Der Schriftsteller Stefan Zweig beschreibt in seinem gleichlautenden Buch besondere „Sternstunden der Menschheit“, Momente in der Geschichte, die ausgesprochen folgenreich waren. Ein Ereignis findet sich dort nicht, und deshalb hat Pastor Wilhelm Busch ihm den Status einer „Sternstunde“ verliehen, und das mit Recht: Es ist der Moment, als Paulus sozusagen mit der frohen Botschaft im Gepäck vom Orient in den Okzident reist. Und die Menschen dort – wir Heiden hier in Europa – hatten diese Hilfe bitter nötig.

Seither sind unzählige Christen aus den Nationen bereits von der Landstraße in den Festsaal gebracht worden. Ihnen steht es gut an, sich dieser Herkunft von Zeit zu Zeit zu erinnern und wie der wider Erwarten geheilte Samariter zu Jesus zu gehen und „Gott die Ehre zu geben“ (Lk 17,18).

4. Der Christ im Spannungsfeld von Absolutheitsanspruch und Fremdverstehen

„Es ist in keinem anderen das Heil, denn es ist auch kein anderer Name unter dem Himmel, der unter den Menschen gegeben ist, in dem wir errettet werden müssen“ (Apg 4,12).

Als während der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 und auch während der Europameisterschaft 2008 in Deutschland die schwarz-rot-goldenen Fahnen wie Pilze aus der Erde schossen, freuten sich die einen, dass die Deutschen zu einem „gesunden Patriotismus“ zurückgefunden hätten,

andere gaben zu bedenken, aus der Euphorie könne leicht wieder ein gefährlicher Nationalismus entstehen. Ungeachtet der Frage, wie die Inflation der Fahnen zu bewerten ist, steht fest, dass der Mensch zur Abwertung fremder Kulturen und Überhöhung der eigenen neigt und diese Neigung eine lange Tradition hat. So bezeichneten schon die Griechen diejenigen Völker, die sie nicht verstanden, als Barbaren.

Dabei sind es gerade fremde Kulturen, die schon manchen Reisenden zu überraschenden Einsichten veranlassen haben. Johann Peter Hebel (1760–1826) berichtet in einer seiner Erzählungen von einem deutschen Handwerksburschen, der nach Amsterdam gelangt und dort von einem großen Haus fasziniert ist und nach dessen Besitzer fragt. „Kannitverstan“, bekommt er zur Antwort. Dann betrachtet er den Hafen mit den vielen Schiffen und fragt wieder nach dem Besitzer. – „Kannitverstan“. Jetzt bedauert der Handwerksbursche seine Armut und beneidet den reichen Herrn Kannitverstan. Schließlich trifft er aber auf einen Leichenzug und fragt den letzten der Trauernden, der gerade dabei ist, seinen Baumwollpreis zu kalkulieren. Der antwortet: „Kannitverstan.“ Der Handwerksbursche wird der Vergänglichkeit des irdischen Reichtums gewahr und tröstet sich mit dem Gedanken, dass am Ende er nicht weniger als der reiche Herr Kannitverstan mit ins Grab nehmen wird. Die nützliche Lektion des Handwerksburschen beruht auf einem Missverständnis. Ähnlich wie ihm ist es aber vermutlich schon den meisten Lesern ergangen: Im Ausland oder im Umgang mit ausländischen Menschen haben sie ihren Horizont erweitert und eigene Deutungsmuster in Frage gestellt.

Was den Heilsweg angeht, geben sich Christen allerdings rigide, denn sie wissen – wie Petrus in dem o. g. Vers – um den alleinigen. Aber gerade weil sie in dieser Hinsicht so unnachgiebig sind, für den Heilsweg einen Absolutheitsanspruch erheben und jede Form interreligiösen Lernens verwerfen, ist es wichtig, dass sie sich vor der Neigung des gefallen Menschen hüten, die eigene Kultur und Herkunft zu überhöhen.

5. „Kann man in einer Welt leben, in der die Flaggenmasten leer stehen?“

„Ein Fremder bin ich im Land, verbirg deine Gebote nicht vor mir“ (Ps 119,19).

Die Sozialdemokratie sei in der Krise, liest man seit einiger Zeit in den Kommentaren der Zeitung. Ursachen werden verschiedene ausgemacht: die wegfallende „Systemkonkurrenz“ sei schuld, sagen die einen, andere behaupten, gerade der Umstand, dass die Ideen der Sozialdemokratie angesichts der Wirtschaftskrise heute Allgemeingut seien, sei Ursache für die ausbleibenden Wählerstimmen. Andere wiederum mahnen, die Sozialdemokratie habe zu stark nationale Belange fokussiert und die internationalen Anliegen vernachlässigt. Erinert wird zuweilen an das „Kommunistische Manifest“ von Marx und Engels, wo es heiÙe: „Die Arbeiter haben kein Vaterland.“ Sozialdemokrat zu sein verpflichte auch das Wohlergehen des Arbeiters in anderen Ländern in den Blick zu nehmen. Nicht nur der nächste eigene Tarifabschluss dürfe interessieren, das Wohl und Wehe des südafrikanischen Goldgrubenarbeiters sei ebenso wichtig.

So wie Politik nichts auf der Kanzel verloren hat, so ist auch eine Bibelstudienzeitschrift nicht der Ort für politi-

sche Analysen. Der o. g. Vers mahnt den Christen gleichwohl, wer es eigentlich sein sollte, der kein Vaterland kennt, wer eigentlich dazu berufen ist, in internationalen Maßstäben zu denken: der, dessen Heimat nicht irgendein Land ist, sondern die Gebote Gottes; neutestamentlich gewendet: der, dessen Heimat das Wort Gottes ist.

Alfred Andersch beschreibt in seinem Roman „Sansibar oder der letzte Grund“ sehr treffend den bedrohlich heraufziehenden Nationalismus des Dritten Reiches und die allorts sprieÙenden Flaggen und legt einer seiner Figuren die Vision von einer Zeit in den Mund, die diesen dumpfen Nationalismus überwunden haben wird: „Wir werden in einer Welt leben, dachte Gregor, in der alle Fahnen gestorben sein werden. Irgendwann später, sehr lange Zeit darnach, wird es vielleicht neue Fahnen geben, echte Fahnen, aber ich bin mir nicht sicher, dachte er, ob es nicht besser wäre, wenn es überhaupt keine mehr gäbe. Kann man in einer Welt leben, in der die Flaggenmasten leer stehen? Ich werde diese Frage später entscheiden, dachte Gregor ...“

Der Christ kann diese Frage jetzt schon für sich entscheiden. Sein Bürgertum ist in den Himmeln (vgl. Phil 3,20), und dort, wo er sich gedanklich aufhält, gibt es keine Fahnen. Er ist sich bewusst, dass Christen, sind sie sich ihrer eigentlichen Stellung bewusst und leben sie danach, die wahren „Kosmopoliten“ sind. Freudig stimmt er schon heute in das „neue Lied“ ein: „Du ... hast für Gott erkauff durch dein Blut aus jedem Stamm und jeder Sprache und jedem Volk und jeder Nation, und hast sie unserem Gott zu einem Königtum und zu Priestern gemacht“ (Offb 5,9).

Marcel Haldenwang

Das missionarische Zweiergespräch

Formen und Umstände der Evangelisation sind im Neuen Testament und seitdem in der Geschichte und Praxis der christlichen Verkündigung vielfältig: Da ist die vollmächtige Predigt eines Apostels, die zur Bekehrung von vielen führt, da ist das Zweierteam (Barnabas, Paulus), das missioniert und evangelisiert, da gibt es die Zuwendung eines Einzelnen zu einem Einzelnen, um ihm zu dienen, ihm den persönlichen Glauben zu bezeugen und anzubieten ...

Heute soll es um dieses letztgenannte Beispiel gehen, das in unserer Zeit, die von Beziehungen und Vernetzungen geprägt ist, aber auch von Individualismus und Isolierung, vermutlich besonders wichtig ist.

Der Herr selbst hat diesen Weg in bestimmten Situationen gewählt und lässt uns über die Schulter blicken, wie er vorgeht, lädt uns ein, es ebenfalls so zu machen. Mir kommt es jetzt nicht in erster Linie auf die Botschaft an, sondern auf Gesprächsverfahren, Anlass, Entwicklung und Sprachebene eines solchen missionarischen oder evangelistischen Zweiergesprächs. Dabei ergeben sich Gesprächsregeln, die wir nicht 1:1 imitieren, aber doch bedenken und dann anwenden sollten, wenn sie „passen“.

Wir lesen dazu zunächst **Johannes 4,1–26**. Der Abschnitt ist im Allgemeinen gut bekannt und führt in einem gewinnenden Lehrgespräch eine problembeladene Frau aus Sychar in Samaria zur Erkenntnis des Sohnes Gottes und zu einem Verständnis von Anbetung in Geist und Wahrheit.

Am Hinweisen und „Gesprächsregeln“ wurde für mich wichtig:

1. Der Herr verlässt mit seinen Jüngern ein gesegnetes Arbeitsfeld in Judäa, um sich auf den Weg nach Galiläa zu machen, letztlich, um in Samaria einer einzelnen Person zu begeg-

nen, die das Heil sucht. Ähnlich ergeht es übrigens dem Evangelisten Philipus: Er wird aus seinem Arbeitskontext abgezogen, vom Geist auf einen öden Weg geschickt, um dem Kämmerer aus Äthiopien zu begegnen. Auch hier folgt ein aufschlussreiches missionarisches Zweiergespräch ...

2. Es gibt für dieses Gespräch einen von Gott vorbereiteten Ort und Zeitpunkt:

- der Brunnen Jakobs in Sychar
- der Zeitpunkt: 12 Uhr mittags

3. Für die Frau handelt es sich um eine unerwartete Begegnung, aber sie kennt ihre Familien- und Stammesgeschichte: Jakob hat den Brunnen gegraben („*unser Vater*“). Es gibt eine gemeinsame Lebenssituation aller Menschen, eine Herkunft, Familie, Tradition ..., die anschlussfähig für ein Gespräch ist: Alle Menschen sind im Bilde Gottes geschaffen, haben einen Schöpfer.

4. Es gibt gemeinsame menschliche Erfahrungen (Müdigkeit, Durst, Freude ...), die anschlussfähig sind für ein Gespräch auf Augenhöhe.

5. Der Sohn Gottes bittet die fremde Frau, deren Geschichte er kennt, aber zunächst nicht thematisiert, ihm zu helfen: „*Gib mir zu trinken ...*“ Er schlägt eine Brücke, er akzeptiert einen Dienst, den diese Frau ihm erweisen kann. Auch hier gilt: Wir teilen

gemeinsame menschliche Bedürfnisse, haben gleiche Gemütsbewegungen.

6. Das Gespräch über Wasser entwickelt sich zu einem hochkomplexen Gespräch über Vergebung, Anbetung und ewiges Leben, aber in abgestuften Lehr- und Erkenntnisschritten, denen die Frau folgen kann.

7. Zunächst bittet sie um Wasser, damit ihr irdisches Leben leichter wird, dann merkt sie, dass das Angebot des ewigen Lebens in diesem Wasser aufscheint, und sie möchte auch das haben, ja sie bittet darum.

8. Immer ist es ein Gespräch auf Augenhöhe – Jesus spielt die objektive moralische Überlegenheit (von gleichen Gemütsbewegungen wie wir, aber ohne Sünde) nicht aus, es ist ein echtes Gespräch, niemand wird als Objekt behandelt oder Zwangsadressat einer Botschaft – die Freiheit des Gesprächspartners wird respektiert, er kann das Gespräch seinerseits jederzeit beenden.

9. Jesus prüft, ob der nächste Schritt des Gesprächs schon möglich ist, und fordert die Frau auf, ihren Mann zu rufen. Sie muss jetzt entscheiden, ob da nicht noch Dinge geklärt, Altlasten ausgeräumt, Sünden vergeben werden müssen, bevor es weitergeht.

10. Indem die Frau ehrlich ihre Lebenssituation offenlegt, kann das Gespräch fortgesetzt werden. Sie erkennt, da steht ein Prophet vor ihr, und Jesus kann das Gespräch auf die Wahrheits- und Bekenntnisfrage hin zuspitzen: „*Das Heil ist aus den Juden.*“

11. In diesem Gespräch öffnen sich die geistlichen Augen der Gesprächspartnerin, Erkenntnis und Verstehen wachsen, es kommt zu einem schnellen Lernen in der Gegenwart des Sohnes Gottes, die Frau wird zur Missionarin für ihre Vaterstadt ...

Es ist deutlich, dass bisher nur einige wesentliche Gesichtspunkte für die Führung eines missionarischen Zweiergesprächs herausgearbeitet wurden. Im Text ist natürlich noch viel mehr „drin“. Für unser Thema fassen wir die Ergebnisse noch einmal verallgemeinernd zusammen:

Wir sollen die gelegene Zeit nutzen, aber Meister der Zeit ist der Herr, er kann uns auch in ein Zweiergespräch führen. Wir verkaufen keine Ware mit Verfallsdatum, sondern haben Geduld und langen Atem im Zweiergespräch, und wir hüten uns vor einer Zitatenschockbehandlung, um etwas loszuwerden, wir kratzen nicht dort, wo es nicht juckt. (Es kann freilich auch Situationen geben, wo wir die Menschen „überreden“ und auf die Notwendigkeit einer Bekehrung im „Heute“ hinweisen müssen – jeder Fall liegt anders.)

Zugleich kennt die Liebe die Lebenswelt des anderen, seine Herkunft, seine Sorgen und Nöte, sie spricht seine innerweltliche Sprache, auch seine Milieusprache, und nicht die theologisch gestelzte „Sprache Kanaans“.

Die Liebe, die die Grundlage eines jeden Gesprächs bildet, ist langmütig, respektiert die Freiheit des anderen, das Gespräch abzubrechen oder zu vertagen. Wird das Gespräch fortgeführt, so ist sie sensibel herauszufinden, was „dran“ ist und was nicht, was heute möglich oder noch nicht möglich ist. Sie lässt sich auch durch eine vielleicht harsche Reaktion des Gesprächspartners nicht entmutigen, denn „*sie sucht nicht das Ihre*“.

Unter praktischen Gesichtspunkten dürfen wir annehmen, dass ein solches Zweiergespräch unter gleichgeschlechtlichen Gesprächspartnern leichter zu führen ist.

Hartmut Kretzer

Leben wie im Traum (2)

Der Eid

Zeit & Schrift veröffentlicht exklusiv Auszüge aus dem bewegten Leben von Alexander Gertzen. Das Buch, das entstehen wird, soll Menschen Mut machen, zu der lebendigen Botschaft von Jesus Christus Ja zu sagen und als Christ auch in Schwierigkeiten dem Herrn zu vertrauen. Die hier geschilderten Begebenheiten sind z. T. auch den ehemaligen Bausoldaten aus der DDR bekannt, die den Wehrdienst mit der Waffe aus Glaubensgründen abgelehnt haben. Zwar nicht in dieser Schärfe und Konsequenz, aber Glaubensmut hat's auch gebraucht.

Reh und Tiger

Er musterte mich mit zusammengekniffenen Augen. Es war wie der lauernde Blick des Tigers, der den richtigen Moment sucht, sein Opfer anzuspringen. Ich sollte das Reh sein, das er gleich fertigzumachen suchte. Doch noch wollte er seine Überlegenheit auskosten. „Warum tust du das?“, kam es leise über seine Lippen. Das klang so, als wollte er sagen: „Das ist deine letzte Chance, Bursche.“ Leider hatte ich keine Angst. Nein, ich war eher auf ein Gespräch vorbereitet. Ich wusste, was er sagen würde, und hatte meine Argumente zurechtgelegt. Ich würde ihn zu widerlegen suchen. Doch als ich ihm antworten wollte, versagte mir die Stimme.

Einberufung zur Roten Armee

Meine Zeit bei der Roten Armee begann so wie bei allen anderen jungen Männern auch. Ich wurde zur Musterung einbestellt. Dort wird der körperliche und psychische Zustand erfasst, viele Daten zur Gesundheit werden erhoben, die Fähigkeiten, Neigungen und Wünsche in Bezug auf den bevorstehenden Wehrdienst werden er-

fragt. So wird der mögliche Einsatzbereich, die Waffengattung, die Einheit, zu der man einberufen werden soll, bestimmt. Das ist nichts Besonderes, denn so ist es in vielen anderen Armeen der Welt auch üblich. Der richtige Mann soll an den richtigen Platz kommen, wo er ein guter Soldat werden und der Heimat dienen kann.

In der Roten Armee aber gab es noch so eine Art Gewissensprüfung. Ist er echt, also ein echter Kommunist? Können wir ihm trauen? Wird er uns mit all seinen Fähigkeiten dienen? Auch dies ist zunächst keine Besonderheit, denn Menschen, die unter Befehl stehen und eine Waffe tragen, müssen vertrauenswürdig sein.

In der Sowjetunion gab es den Komsomol, eine kommunistische Jugendorganisation. Nein, es war die Jugendorganisation. Andere waren nicht zugelassen. Und eigentlich war da jeder Jugendliche drin, fast jeder. Ich war kein Komsomol. Ich war Christ.

Der Musterungsoffizier lobte mich zunächst. „Ah, du bist Landarzt. Bist du ein guter Arzt?“ „Ja, das bin ich.“ „Dann kannst du bei der Roten Armee Karriere machen.“

Der Nächste war der Politoffizier. „Was ist mit dir los? Du bist kein Kommunist. Bist du etwa Christ?“ Das war schon eine gefährliche Frage. „Ja, ich bin Christ.“ „Das ist nicht gut. Aber du sollst trotzdem ein guter Soldat werden. Du wirst doch den Fahneid ablegen?“ „Ich glaube, ich werde den Eid nicht schwören“, war meine vorsichtige Antwort. Sofort wurde er wütend. Ich spürte, dass er mich am liebsten geschlagen hätte. „Überleg es dir“, stieß er hervor. „Wenn nicht, landest du beim Arbeitsbataillon*.“

Siegreich, aber wer?

Am Einberufungstag hatte man sich am Stellplatz einzufinden. Dann wurden die neuen Rekruten mit dem Zug zu ihren Kasernen gebracht. Ich fuhr mit den neuen Kameraden nach Kreml, einem kleinen Ort nahe Moskau. Die Kaserne lag in einem Waldstück. Dort waren unterschiedliche Waffengattungen untergebracht.

Diese Rekrutenzeit war eine schlimme Zeit in meinem Leben – schlimmer als Gefangenschaft, wie ich meinte. Am ersten Tag wurden wir eingekleidet. Das war noch normal. In der ersten Nacht wurden wir von betrunkenen Offizieren geweckt. Sie forderten uns, die 120 neuen Rekruten, auf, uns militärisch anziehen, und zwar in der Zeit, in der ein Streichholz brennt. Natürlich, niemand schaffte es. Gut, dann in der gleichen Zeit ausziehen und ins Bett. Niemand schaffte es. Also Wiederholung: Anziehen, Ausziehen, Anziehen, Ausziehen. Endlich ließen sie uns schlafen. Am Morgen mussten wir feststellen, dass man uns unserer persönlichen Sachen beraubt hatte. Einige wollten sich beschweren. Aber wen interessierte das schon? Das war Alltag bei neuen Rekruten. In den kommenden Nächten wieder diese Störungen.

Oder man forderte uns auf, uns gegenseitig zu schlagen; die Tschetschenen gegen die Georgier, die Kasachen gegen die Turkmenen. Ich wollte nicht schlagen. Es ist nicht nach der Bibel, jemand zu schlagen. Aber ich wollte auch den Befehlen folgen. Denn es ist nach der Bibel, den Oberen gehorsam zu sein.

Dann mussten wir viele unnötige Dinge lernen, wie man sich beim Militär richtig verhält, was bei Befehlen zu machen ist und wie die Offiziere zu beachten sind. Meine Seele wurde krank. Ich aß fast nichts mehr.

In der Natur war es eine herrliche Zeit, Juni, alles blühte, es war blauer Himmel und warm. „Ach, mein Gott, muss das sein?“ Ich begann zu beten und machte Gott Vorschläge. „Lass mich krank werden. Dann entlassen sie mich. Und wenn ich draußen bin, kannst du mich wiedergesundmachen.“ Aber Gott brauchte wohl meine Beratung nicht. Etwas anderes passierte.

Einer von den Unteroffizieren aus der Krankenstation sprach mich an. Ich sei doch Arzt. Dann solle ich in die Krankenstation kommen. Dort gebe es sehr viel Arbeit. Eigentlich mussten alle Rekruten erst die Grundausbildung durchlaufen, ehe andere Aufgaben angenommen werden durften. Aber wenn man mir befohlen hatte, auf die Krankenstation zu gehen ... Ja, dort gab es viel Arbeit.

Die kranken Soldaten wurden auch schlecht behandelt. Ob jemand krank war und vom Dienst freigestellt werden konnte, das entschied der Unteroffizier. Bestechung war an der Tagesordnung. An einem Tag sah mich einer der anderen Offiziere. „Was, du bist auf der Krankenstation? Das geht nicht. Du musst Grundausbildung machen.“ Dann kam es heraus, dass ich den Fahneid nicht ablegen würde. Einer der

* Zum Arbeitsbataillon bei der Roten Armee wurden Männer einberufen, deren Väter als Staatsfeinde galten, zudem solche, die wegen ihrer Lernschwäche keinen Schulabschluss schaffen konnten, und auch solche, die als geistig behindert, aber arbeitsfähig galten. Eine Ausbildung an der Waffe fand bei ihnen in der Regel nicht statt.

höheren Offiziere gab mir den freundschaftlichen Rat, es einfach zu machen. „Niemand fragt dann danach. Und niemand belästigt dich.“ Aber ich wollte das nicht. „Du wirst es bereuen“, drohte er mir. „Es wird ein Verhör geben.“

Das Verhör

Am bestimmten Tag musste ich zu den Diensträumen der Offiziere kommen. Etliche waren schon da. Man schaute mich mitleidig bis höhnisch grinsend an. Dann kam ein PKW von der Politabteilung des Militärs. Ein junger Leutnant stieg aus und betrat das Büro unseres Kommandanten. Er sagte, dass alle den Raum verlassen sollten. Er wollte es mit mir allein machen. Widerwillig gingen die anderen Offiziere hinaus. Dann begann das Verhör.

Ja, da saßen wir uns nun gegenüber, der junge Politoffizier, der die höheren Offiziere des Raumes verweisen konnte, so groß war seine Macht, und ich, der kleine Rekrut, der den Fahneid nicht ablegen wollte. Er, der Mächtige, wollte mich, den Ungehorsamen, umkehren. So schaute nun der starke Tiger das scheue Reh an.

„Warum machst du das? Du wirst es bereuen“, begann er leise das Gespräch. Langsam versuchte ich meine Stimme wiederzufinden und brachte einige Worte hervor. Was war bloß los mit mir? Ich hatte mich doch so gut vorbereitet. Er schaute mich mitleidig an. Vielleicht dachte er, ich sei verrückt, verwirrt, geistesgestört. „Wer ist das da auf dem Bild? Weißt du das?“ „Das ist unser Verteidigungsminister.“ „Gut, du weißt sogar das!“ Nach einigen Versuchen fand ich meine Sprache wieder.

„Hör, das ist doch kein Leben, das ihr Christen lebt. Das Leben geht an euch vorbei. Es gibt keine Freude. Und außerdem, du wirst es bereuen. Und du wirst leiden.“ Er hatte Recht mit sei-

nen Drohungen. Der KGB konnte jeden verschwinden lassen. Niemand wagte, nach ihm zu fragen. Aber ich war Christ. Und leiden müssen erschien mir nicht schwer. „Der Volksmund sagt: Der Fisch sucht tiefes Wasser und der Mensch sucht, wo es besser ist.“ Er horchte auf. „Ich bin bereit, für Jesus zu leiden. Aber Sie, Herr Leutnant, sind Sie bereit? Ich meine, bereit zu sterben?“ Plötzlich bekam ich meine Stimme wiedergeschenkt. „Es gibt Erdbeben oder andere Katastrophen. Leicht kann man zu Tode kommen. Sie können einen Unfall haben auf dem Rückweg. Der Fahrer eines LKW passt einen Augenblick nicht auf. Wo sind Sie dann? Was wird aus Ihnen werden?“ Er wurde nachdenklich, ja sogar traurig. Mein Herr hatte es so geführt, dass meine Worte ihn ins Herz getroffen hatten. Bedrückt saß er da. Sogar Tränen ...

Doch da wurde die Tür zum Büro aufgerissen. Der Hauptmann, dem das Büro gehörte, kam herein. Er suchte etwas. Oh, das war peinlich für den Leutnant. Er sprang auf, nahm hastig seine Unterlagen zusammen. „Du wirst es bereuen“, stieß er noch hervor, und wie eine Gewehrkuugel schoss er aus dem Raum.

„Ist dein Verhör beendet?“, fragte der Hauptmann. Ich nickte. „Du wirst noch mehrere solcher Gespräche haben. Aber jetzt geh. Geh in deine Militärabteilung zurück zum Dienst.“ „Ich bin Rekrut“, wandte ich ein. Das hieß, zu den militärischen Übungen gehen. Aber er meinte die Krankenabteilung. Also ging ich dahin. Dort gab es harten Dienst. Aber diese Arbeit machte ich gern.

Gott hatte mich bewahrt. Sogar beim Evangelium an einen KGB-Offizier. Wie würde es hier weitergehen?

Peter Baake

Rainer Imming:

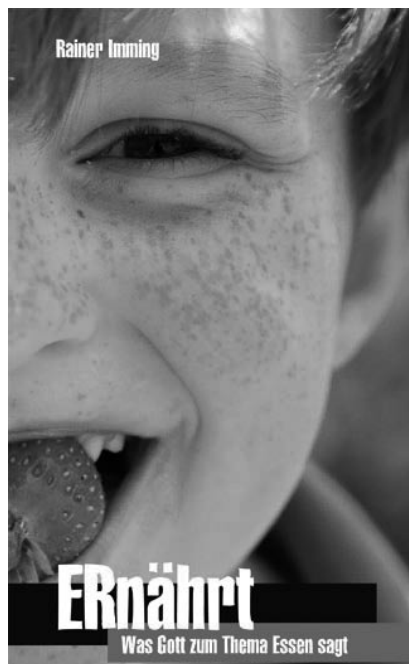
ERnährt

Was Gott zum Thema Essen sagt

Lychen (Daniel-Verlag) 2010
Gebunden, 159 Seiten
ISBN 978-3-935955-44-7
Preis: 7,95 Euro

Essen ist immer ein Thema. Ohne Essen geht es nicht. Manche essen zu viel, andere zu wenig, andere das Falsche usw. So werden von Zeit zu Zeit „die neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse“ veröffentlicht, die beanspruchen zu wissen, wie, was, wann, wie viel usw. man richtig isst. Aber vielleicht ist es einfacher, als wir glauben: abwechslungsreich; nicht mehr und nicht weniger, als wir benötigen. Zu simpel? Dann ist dieses Buch das Richtige. Es zeigt nämlich, „was Gott zum Thema Essen sagt“.

Über sein Vorgehen schreibt der Autor: „Die folgenden Kapitel stehen in der chronologischen Reihenfolge der biblischen Berichte. Jedes Kapitel hat ein in der Kapitelüberschrift genanntes Hauptthema und ist in drei Teile untergliedert. Im ersten Teil eines Kapitels werden zunächst die Aussagen der Bibel für den jeweiligen Zeitraum dargestellt. Darauf aufbauend möchte ich im zweiten Teil der Kapitel verschiedene aktuelle Themen der Ernährung ansprechen und schließlich im dritten Teil jedes Kapitels fragen, wie diese zu den entsprechenden Bibeltexten stehen, ob man daraus eine ‚biblische Ernährungsweise‘ ableiten kann.“



Konkret beginnt das Buch im Garten Eden und führt dann z. B. über Noah, Mose, Salomo und den Herrn Jesus bis in die Zukunft. Es geht auch auf etliche Diäten ein und enthält zwei Anhänge zu den Themen „Kinderernährung und Allergieprävention“ und „Gesunde Knochen“.

Das Buch ist leicht verständlich, sachlich und nüchtern geschrieben und hat einen ausführlichen Fußnotenapparat. Der Autor ist promovierter Lebensmittelchemiker und im Bereich der Qualitätsprüfung von Lebensmitteln tätig. Wer sich also einmal auf diese Weise mit dem Thema Ernährung beschäftigen möchte, dem sei dieses Buch empfohlen.

Jochen Klein

www.jochenklein.de

Texte und Materialien zum christlichen Glauben

John F. Parkinson:

Erwählung

Wer, wie und wozu?

Düsseldorf/Steffisburg (CMV/CLKV)

2010

Paperback, 145 Seiten

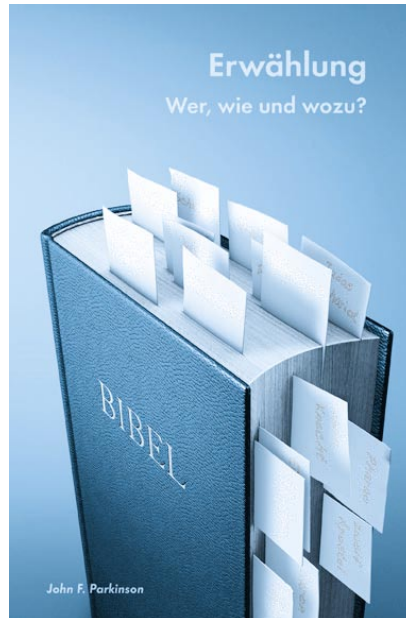
Preis: 5,70 Euro

Wir denken in Systemen, erklären in Baukastenprinzipien, bewegen uns auf der vom Navi vorgezeichneten Straße. Das macht uns vieles im Leben möglich und manches leichter.

So ist auch oft unser Umgang mit theologischen Sachverhalten. Das Fachwort bringt uns auf den richtigen Weg, erspart uns beim Gebrauch eine komplizierte Erklärung, lässt uns von schwierigerem Gelände auf besser befahrbare Wege kommen.

Das vorliegende Buch fragt beim Thema Erwählung in der Spanne von Arminianismus bis Calvinismus, wie es sich damit verhält, und geht der Sache auf den Grund. Erwählung oder Auswählung soll nicht nur ein Terminus bleiben, sondern verstanden werden. Der Fokus wird auf die Kernaussage des Calvinismus zum Thema der doppelten Prädestination gelegt. Was bedeutet Erwählung im doppelten Sinne von Vorherbestimmung für den Himmel oder die Hölle?

Die Argumentation erfolgt auf drei-



fache Weise: zuerst natürlich durch die Heilige Schrift, deren relevante Stellen herangezogen werden. Sodann aber werden diese Aussagen durch viele Kommentare untermauert. Und drittens wird aufgezeigt, auf welchem Weg der Schlussfolgerungen man im Calvinismus (und auch andernorts) zu derartigen Lehraussagen kommt.

Dieses Buch ist, wie ich finde, ein Muss für Verkündiger des Wortes Gottes und alle, die in Gemeinden zur Verantwortung berufen sind.

Peter Baake

Zu beziehen bei:

Christlicher Medienvertrieb (CMV)
Postfach 300 430 · D-40404 Düsseldorf
www.cmv-duesseldorf.de

Christliche Literatur- und Kassettenvermittlung (CLKV)
Hochstrasse 180 · CH-8330 Pfäffikon (ZH)
www.clkv.ch

Ohne Kompromisse

Kevin ist seit einiger Zeit Christ. Obwohl er froh ist, dass er mit Jesus einen neuen Lebensanfang machen konnte, beschleichen ihn doch manche Ängste. Vor allen Dingen hat er Angst, Jesus könnte etwas von ihm verlangen, was er auf keinen Fall möchte. So geht er manche Kompromisse ein und ist dabei auch nicht glücklich.

Eines Tages hört er eine Geschichte, die ihn verändert:

Ein Bauer hatte sein Getreide abgeerntet und fuhr nun seinen Wagen Korn nach Hause. Glücklicherweise genoss er den gesegneten Tag. Da trat ihm Jesus auf dem Weg entgegen. Er grüßte den Bauern und sagte: „Bitte gib mir dein Korn.“

Den Bauern durchzuckte es. „Es ist mein Korn“, dachte er. „Na gut, soll er etwas haben.“ Er gab Jesus ein einziges Korn. Dieser drückte es an sein Herz und gab es dem Bauern zurück. Dann ging er fort.

Als der Bauer seine Hand öffnete, sah er, dass aus dem Korn reines Gold

geworden war. Er suchte nach Jesus, aber er fand ihn nicht. Hätte er ihm auf seine Bitte alles gegeben, dann wäre er jetzt ein reicher Mann gewesen. Alles Ärgern nutzte ihm nichts mehr, er hatte seine Chance vertan.

Viele Menschen handeln wie dieser Bauer. Sie geben Jesus nur einen Lebensanteil, weil sie befürchten, sie könnten zu kurz kommen. Doch alles, was wir Jesus hingeben, wird durch seine Hand gesegnet. Er verwandelt unser Leben, dass es Bedeutung gewinnt. Was mit ihm und durch ihn geschieht, wird zu wahren Schätzen werden.

Jesus macht niemanden ärmer, sondern genau das Gegenteil. Haben wir doch den Mut, ihm ohne Kompromisse unser Leben zu überlassen! Manches wird vielleicht anders als von uns geplant, aber auf jeden Fall besser, weil Jesus die volle Übersicht hat. Er will uns ein überreiches Leben schenken.

Cornelia Hott

(aus: Newsletter auftanken.de)

2 Bestellmöglichkeiten



POST

Karte ausfüllen,
Briefmarke aufkleben
und absenden.



ONLINE

E-Mail senden an:
mail@zs-online.de



Karte innen

Karte außen

Ja,

ich möchte **Zeit & Schrift** ab der nächsten Ausgabe erhalten.

Mir entstehen dadurch keine Kosten.

Name

Straße und Hausnummer oder Postfach

PLZ, Ort, ggf. Land

Telefon/Fax (Angabe freiwillig)

E-Mail (Angabe freiwillig)

Bitte
Marke
aufkleben

Antwort

Zeit & Schrift
Horst von der Heyden
Thüringer Straße 14
57299 Burbach